Band 936 • DM 2,20

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Belials Abrechnung

60936

4 191914 202205

Band 936 • DM 2,20

Schweiz Fr 2,20 / Österreich S 16

Frankreich F 10,00 / Italien L 2800 / Niederlande f 2,90 / Spanien P 275



Belials Abrechnung

John Sinclair Nr. 936

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 11.06.1996

Titelbild von Mónica Pasamón

Sinclair Crew

Belials Abrechnung

Mein Gott, hatte ich eine Angst!

Das Gefühl war kaum zu beschreiben. Ich hörte mich selbst stöhnen, oder war es nur ein fremdes Echo, das ich im Tiefschlaf zu hören glaubte? Ich wußte es nicht. Aber der Eindruck, erdrückt zu werden von einem Wesen, das auf meiner Brust hockte, wurde übermächtig. Ein Alp, der einen bösen, furchtbaren Traum schickte, der es schaffte, daß ich mich ergab und regungslos auf dem Bett lag. Schwärze um mich herum, als läge ich in einem Tintenfaß!

Die Tinte blieb, der Druck auch, aber die Schwärze trieb allmählich davon. Gewaltige Hände, die ich nicht sah, zerrten sie zur Seite, und aus dieser tintigen Schwärze lösten sich allmählich die Konturen.

Umrisse, die sich noch schamhaft versteckten, die verborgen blieben hinter gewaltigen Schatten, die von hohen und mächtigen Bäumen geworfen wurden, durch die der Wind fuhr. Er spielte mit den Blättern, so daß ein geheimnisvolles Rascheln entstand.

Der Druck wich etwas von meiner Brust. Auch die Dunkelheit kehrte nicht mehr zurück, aber beides hatte dafür Sorge getragen, daß ich in einen Alptraum hineinglitt und allmählich anfing, ihn mehr und genauer wahrzunehmen.

Ich sah mich.

Und ich war allein!

Ich stand in der Düsternis. Dabei wußte ich nicht, ob es kühl oder warm war. Manchmal fühlte ich mich kalt an, wenn der Wind die Blätter rascheln ließ und einige von ihnen abriß, so daß sie wie Papierfetzen zu Boden segelten, dann wiederum überkam es mich heiß, als ich die Schatten sah, die über mir durch die Bäume huschten, sehr schnell, als wollten sie nicht wahrgenommen werden.

Ich stand auf einer Straße. Natürlich auf einer dunklen Straße, einer Allee. Die mächtigen Bäume wirkten wie unheimliche Wächter am Eingang zur Hölle standen.

Ich schaute die Straße entlang. Sie wurde in einer gewissen Entfernung von der Finsternis verschluckt.

Ich wußte nicht, wohin ich mich wenden sollte. Vielleicht gab es einen Ausweg auf dieser Seite, aber der war nicht mal zu ahnen, denn hier führte die Straße mit dem leicht erhöhten und dunkel glänzenden Pflaster in die Unendlichkeit hinein. Der Weg in die Unterwelt, wo das Licht nicht mehr hindrang und gequälte Seelen ihre Pein hinausschrieen.

Ich fürchtete mich auch jetzt!

Ja, diese verdammte, schon hündische Angst ließ mich frieren und mit den Zähnen klappern. Es geschah nicht wirklich, das wußte ich, aber das Geräusch ließ sich aus meinen Ohren nicht vertreiben, und ich zog meine dunkle Jacke fester um den Körper. Dabei hob ich noch die Schultern an und drückte den Kopf nach vorn. Ich sah aus wie jemand, der auf das Ende wartete und nichts dagegen unternahm.

Die Straße, die Bäume, die Schatten - und der Himmel. Weit über mir lag er. Ein schwarzes Meer, unendlich erscheinend, ohne Lichter, ohne Mond und Sterne. Nur einfach dunkel, platt, flach, aber doch an einigen Stellen mit Schatten versehen, die wie heller schimmernde Sicheln vom Wind bewegt wurden.

Das Rascheln der Blätter blieb. Es drang in mein Bewußtsein ein und bekam für mich einen anderen Klang. Als hätten sich die Blätter in alte, dünne Knochen verwandelt, die zitternd gegeneinander klapperten.

Noch immer stand ich mutterseelenallein auf der Straße. Kein Lichtschimmer riß die Finsternis auf.

Ich blieb allein mit meiner Furcht und wußte nicht, wovor ich eine solche Angst hatte.

Es war doch niemand in der Nähe. Nur die Dunkelheit, die Bäume

und das leicht glänzende Pflaster der Straße.
Mit beiden Händen fuhr ich mir durch das Gesicht, wo blankes Öl die Haut bedeckte.
Es war kein Öl, sondern mein eigener Schweiß, den ich abwischte, wobei ich den Eindruck hatte, daß man meine Angst riechen konnte.
Ich wischte die feuchten Handflächen an meiner Hose ab, aber die Haut blieb nicht lange trocken.
Der innerliche Druck war einfach zu groß. Er peinigte mich, hielt mich in der Klammer und preßte mich immer mehr zusammen.
Meine Augen brannten von dem Schweiß. Meine Lippen dagegen fühlten sich trocken an. Sie waren rauh geworden und auch rissig. Ich feuchtete sie an und hätte auch darüber heulen können, daß ich im Kopf so leer war. Es gelang mir einfach nicht, einen klaren Gedanken zu fassen. Die düstere Umgebung hielt mich voll im Griff und hatte mich geprägt.
Noch immer stand ich auf derselben Stelle. Wie jemand, der gegangen war, einen bestimmten Punkt erreicht hatte und jetzt nicht mehr wußte, wo sein Ziel lag.
Ja, wo lag meines?
Gab es dieses Ziel überhaupt? Oder war es in der Tiefe einer alptraumhaften Finsternis einfach verschluckt worden? Wohin ich auch schaute, die Dunkelheit war dicht. Bevor ich jenseits der Bäume weiterging, wollte ich auf der Straße bleiben und ein Bein vor das andere setzen. Irgendwann würde ich an ein Ziel gelangen, das stand fest.
Ich hörte meinen Herzschlag und verglich ihn mit einer Stimme, die nur ein Wort kannte.
Bumm, bumm, bumm…
Immer das gleiche. Sich immer wiederholend. Wie ein Pendelschlag, der nie aufhörte und sogar dafür sorgte, daß Echos entstanden, die ich in meinen Ohren hörte.
Dann setzte ich mich endlich in Bewegung, schwerfällig, als hätte ich bei jedem Schritt stark zu kämpfen.
Wie lange ich so gegangen war, konnte ich nicht sagen. Es gab in diesem verfluchten Traum kein Gefühl für Zeit. Es war einfach verschwunden, abgetaucht in die Finsternis dieser bösen Umgebung, einer Vorhölle, in der sich nur teuflische Kreaturen wohl fühlen konnten.
Die Straße führte weiter. Aber endete sie auch? Oder lief ich einfach nur ins Nichts?
Ich wußte es nicht. Ich setzte Bein vor Bein. Ich ging einfach nur weiter, und tief in meinem Innern flackerte das winzige Flämmchen mit dem Namen Hoffnung, irgendwann ein Ziel zu erreichen, das nicht von der Dunkelheit umschlungen wurde.

Der Weg ins Leere, ins Aus, hinein in die Verzweiflung. Wo es keine Freude gab und nur das absolut Böse existierte. Die Angst, die Qual, das Verderben.

Und auch die Stille!

Ja, an sie hatte ich nicht gedacht, aber sie umgab mich wie ein Gefängnis. Da war nichts zu hören, nur die Geräusche, die ich selbst verursachte.

Auf dem Rücken fror ich. An der Vorderseite klebte mir das Hemd am Körper.

Ich stolperte weiter durch die Dunkelheit. Ob es Nacht war, wußte ich nicht, denn eine derartige Finsternis überschattete alles, selbst das Licht der Sonne.

Meine Beine bewegten sich automatisch. Den Blick hatte ich nach vorn gerichtet, und meine Augen waren weit geöffnet, ohne jedoch Ein Ziel zu fixieren.

Trotzdem hatte ich die Hoffnung nicht aufgegeben. Ich mußte mal an ein Ziel gelangen. Nichts war ewig, ausgenommen Gott, aber der hatte mich gerade hier verlassen.

Dafür war das Dunkel präsent. Die Welt der Schatten. Ohne Sonne. Ohne Licht. Ohne Optimismus.

Hier war die Furcht zuhause, hier wohnte das Grauen in einer grabestiefen Finsternis.

Noch immer sorgte die Betrachtung der Bäume bei mir für ein Angstgefühl. Wenn ich von unten gegen die Blätter der Bäume schaute, so kamen sie mir verfremdet vor. Ich sah sie als viel größer an. Es konnte auch sein, daß sie möglicherweise Schatten warfen, obwohl kein Licht vorhanden war, das dafür gesorgt hätte. Manche Blätter sahen für mich aus wie scharfe Sicheln oder gekrümmte Schwerter, die nur darauf warteten, nach unten fallen zu können, um mir die Kehle durchzuschneiden.

Die Dunkelheit setzte sich fort. Die Angst blieb wie ein klebriges Teerprodukt an und in mir haften.

Ich konnte sie einfach nicht abschütteln, und ich bemühte mich auch nicht. Ich ging nur weiter, Schritt für Schritt, während unter meinen Füßen das Pflastermuster der Straße immer mehr zu einem düsteren Grau verschwamm, das überhaupt keine Konturen mehr zeigte.

Der Weg ins Nichts.

Ich ging hin.

Ein Geräusch. Schattenhaft und schnell. Über meinem Kopf war es aufgeklungen. Ich schaute in die Höhe, sah aber nichts mehr, nur die heftigeren Bewegungen der Blätter. Aus ihnen mußte der Schatten entwischt sein, wo er sich zuvor verborgen gehalten hatte. Jetzt beruhigte sich das Laub wieder, nur mehr der Wind spielte ein wenig mit ihnen, das war auch alles, und daran hatte ich mich gewöhnt.

Baum neben Baum. Düster, mächtig, und ich fragte mich, wer sich wohl in diesem Laub versteckte.

Unheimliche Wesen, möglicherweise der Hölle entsprungen, hatten hier auf der Erde eine neue Heimat gefunden. Vorausgesetzt ich befand mich noch auf der Erde, denn derartig finstere Orte gab es wohl kaum. Sie existierten nur in den Alpträumen der Menschen, wie eben in meinem. Weitergehen.

Nicht stoppen. Irgendwann war ich da. Dann hatte ich das Ende der Straße erreicht und damit auch das Ende meines Traumes.

Ich hörte wieder meine Schritte. Das Rascheln in den Bäumen war verschwunden, kein Schatten zirkulierte durch die Finsternis, aber vor mir geschah etwas anderes.

Es war nicht zu sehen, einzig und allein zu hören. Dumpfe Laute wie von einer Pauke, hohl und unheimlich klingend.

Viermal hörte ich sie.

Dann war es still.

Ich blieb stehen. Wartete darauf, daß sich die Schläge wiederholten, aber das geschah nicht. Alles blieb stumm.

Wieder hörte ich mich selbst atmen. Diesmal Kräftiger. Die Echos hatten mich zunächst beunruhigt, jetzt dachte ich anders darüber, denn derartige Geräusche entstanden nicht von allein. Jemand mußte sie produziert haben. Wer immer es auch war, ich wollte ihn mir auf jeden Fall ansehen. Schlimmer konnte es für mich nicht werden.

Also mußte ich weitergehen, um die Ursache für diese Geräusche herauszufinden. Die Bäume begleiteten mich nach wie vor wie leblose Schatten, und noch immer glaubte ich daran, aus ihrem dichten Laubwerk hervor beobachtet zu werden.

Schritt für Schritt ging ich der Quelle des Geräusches entgegen. In diesen Augenblicken fühlte ich mich wie ein kleiner Junge, den man in einen düsteren, schattenlosen Raum geschickt hatte, damit er sich dort die Ankunft in der Hölle vorbereiten konnte. Dabei war ich kein Kind mehr. Ich hatte einiges hinter mir, mehr als die meisten Menschen, aber in diesem fürchterlichen Alptraum stauten sich schon Urängste.

Dann entdeckte ich etwas. Einen breiten Gegenstand, der mir im Weg stand. Es war finster um mich herum, aber nicht absolut schwarz.

Etwas noch Dunkleres baute sich vor mir auf. Es waren keine Bäume, die sich zu einem Wald verdichtet hätten, sondern eher ein kantiges und kastiges Gebäude.

Ein Haus!

Ein überdimensionaler Schuhkarton, glatt, ohne Öffnungen, keine Fenster also. Und aus diesem Gebäude hervor mußte ich die Geräusche gehört haben.

Ich setzte meinen Weg fort. Diesmal allerdings langsamer und noch

vorsichtiger. Meine Augen waren weit geöffnet, die Blicke auf den Gegenstand gerichtet, der sich nicht bewegte, von dem allerdings eine Drohung ausging.

So zumindest empfand ich es.

Weitergehen?

Ich konnte es nicht selbst entscheiden, denn der verdammte Alptraum diktierte die Bedingungen.

Für mich gab es keine andere Möglichkeit. Ich mußte meinen Weg fortsetzen, denn das Gebäude schien mir plötzlich sehr wichtig zu sein.

Wer dort lebte, ob sich überhaupt jemand hinter den Mauern aufhielt, erkannte ich nicht. Sie waren einfach zu dunkel. Kein Licht. Keine Bewegungen, und die Bäume waren ebenfalls verschwunden.

Ich hatte das Ende dieser alptraumhaften Allee erreicht.

Das dumpfe Schlagen wiederholte sich nicht. Die Finsternis stand wie eine Wand, aber der Bau vor mir lockte mich noch immer an. Ich konnte nicht anders, ich mußte einfach in seine Nähe gelangen und stellte plötzlich fest, daß es noch etwas gab, das ich bisher übersehen hatte.

Das war die Tür!

Sie stand offen. Hinter ihr war es noch finsterer als in meiner Umgebung, und das Innere wartete auf mich.

Ich fing an zu zittern. Abermals drang der Schweiß aus meinen Poren. Ich leckte ihn mit der Zungenspitze weg. Die Ahnung, wieder in das Kindesalter zurückgerutscht zu sein, überkam mich immer stärker. So mußte es einem kleinen Kind ergehen, das vor dem Eingang zum Keller stand und sich nicht traute, die Treppe nach unten zu steigen.

Was lauerte in diesem Haus? Welches Verderben hatte sich dort eingenistet?

Schon der Gedanke daran ließ die Angst in mir höhersteigen. Sie wurde zu einem gewaltigen Druck, der alles in mir zusammenpreßte. Das Herz, den Magen, den ganzen Oberkörper, und wenn ich Atem holte, dann empfand ich Schmerzen.

Wer wartete da? Ich traute mich nicht näher heran. Jeder Schritt würde bedeuten, daß das Verderben an mich herankam. Ich merkte, wie der Schweiß als kalte, kleine Bäche in meinem Nacken lief.

Irgend etwas würde geschehen. Das Haus konnte nicht so still bleiben. Die Tür war weit geöffnet, und ich hätte nicht gedacht, daß sich das Gefühl der Angst bei mir noch steigern konnte.

Aber es stimmte. Ich spürte den Herzschlag. Ich hätte mich am liebsten verkrochen. Der Wind war noch immer da. Er spielte mit den Blättern der Bäume, die mir ihr geheimnisvolles Rascheln entgegenschickten.

Was steckte in der totalen Finsternis? Was verbarg sie? Welches Grauen sorgte bei mir für dieses unwahrscheinliche und unbeschreibliche Gefühl der Angst?

Ich konnte keine Antwort geben. Trotz dieses Drucks merkte ich, daß mich die Finsternis anzog. Sie war wie ein Magnet. Sie lockte mich, der Inhalt dieses fensterlosen Hauses lockte mich. Das Böse hatte die Menschen schon immer angezogen. Wäre dies nicht geschehen, so wäre vieles auf der Welt nicht passiert. Es hätte keine Kriege gegeben, es hätten viele Menschen gerettet werden können, es wäre alles wunderbar für die Menschheit abgelaufen.

Aber das Böse war da. Auch nach der Niederlage, nach dem ersten großen Kampf.

Und nun lockte es mich.

Ich kämpfte dagegen an. Die stöhnenden Geräusche aus meinem Mund kamen mir selbst fremd vor.

Etwas klebte an meiner Brust und versuchte, mich auf die Öffnung zu zerren.

Ich blieb stehen und wehrte mich. Ich wollte nicht hinein und sterben. Nein, nicht sterben!

Mein Gesicht bekam um die Augenhöhe herum einen feuchten Schimmer. Tränenwasser drang hervor und rann warm über mein Haut hinweg. Ich war nur noch eine Kreatur, die Mitleid verdiente.

Und das Unheimliche, das Böse, lockte weiter. Es sprach nicht, es flüsterte nicht und schickte mir auch keine andere Botschaft entgegen. Es war einfach nur da.

Aber ich wollte es nicht. Es sollte verschwinden. Es sollte endlich weggehen.

Ich haßte plötzlich die Stille, die gar nicht gut war. Sie sollte verschwinden, denn ich wollte etwas hören, und dann konnte ich mich nicht mehr halten.

Ich mußte schreien.

Es brach aus mir hervor wie die Lava aus der Tiefe eines Vulkan. Und deshalb schrie ich.

Schrie und schrie!

***

»John! Um Himmels Willen, John!«

Die Kralle an meiner Schulter grub sich in die dünne Haut. In meinen Ohren gellte noch immer der Schrei, und erst jetzt wurde mir bewußt, daß ich ihn ausgestoßen hatte.

Ja ich war der Schreier, der Rufer, der die eigene Angst nicht unter Kontrolle halten konnte. Neben mir lag jemand. Eine Hand hielt mich fest, und ich bewegte meinen rechten Arm über den Körper hinweg, um nach der Person zu greifen, die mich festhielt.

Mein Schreien verstummte. Aber das heftige Atmen war auch nicht normal. Um mich herum waren das Bettlaken und auch das Oberbett so naß, als hätte jemand Wasser ausgekippt, doch das konnte nicht stimmen. Es lag einzig und allein an mir. Es war mein Schweiß, der den Stoff so durchnäßt hatte.

»John, komm zu dir…«

Eine Frauenstimme. So weich, so besorgt. Ich mußte mich erst daran gewöhnen. Reden konnte ich nicht. Ich lag auf dem Rücken, den Blick gegen die Decke gerichtet, die in einen seltsamen Grau schwamm wie ein Himmel, der nicht wußte, ob er hell werden sollte oder sich weiterhin einer Dunkelheit hingab.

»Du hast geträumt, John, geträumt…«

Die weiche, besorgte Stimme wehte flüsternd gegen mein linkes Ohr. Der Griff war von meiner Schulter verschwunden. Ich versuchte, erste Worte zu sprechen, was nicht so einfach war, denn die Kehle war an einigen Stellen zugeklebt worden.

»Hast du gehört, John? Du hast nur geträumt. Einfach nur geträumt. Und der Traum ist jetzt vorbei…«

»Geträumt«, murmelte ich. »Ja, ich habe nur geträumt. Nur geträumt…« Meine Stimme versackte.

Ich mußte mich anstrengen, um die Gedanken bei mir zu behalten, denn sie wollten mir immer wieder entfallen.

Neben mir bewegte sich der Körper. Dann wurde es plötzlich hell, weil jemand Licht gemacht hatte.

Zum Glück brannte nur die Nachttischleuchte. Gegen den grellen Schein der Deckenlampe hätte ich jetzt nicht schauen können. Meine Augen waren zwar offen, aber an den Rändern verklebt, wo die Tränen getrocknet waren.

Das Licht drang von der linken Seite her über das Bett hinweg und beleuchtete die Person, die dort lag, sich jetzt aufgerichtet hatte und mich teils besorgt und teils lächelnd anschaute.

Es war das Gesicht einer Frau, das von dunklen Haaren umrahmt wurde. Ein mir sehr bekanntes Gesicht, denn es gehörte Glenda Perkins, die nun nach meiner linken Hand faßte und sie drückte.

»Du hast wirklich nur geträumt, John, nur geträumt. Alles andere ist so normal. Glaube es mir. Es ist einfach wunderbar. Du liegst in deinem Bett, und ich liege neben dir. Ich habe geschlafen und bin wach geworden, weil ich dich stöhnen und keuchen hörte.«

Meine Augen drehten sich nach links. Über mir schwebte Glendas Gesicht. Auch noch vom Schlaf gezeichnet, aber ihr Mund war zu einem aufmunternden Lächeln verzogen. In den Augen las ich eine Ruhe, die ich schon als beschützend empfand.

»Geträumt«, murmelte ich. »Ja, ich habe geträumt, das stimmt. Ich habe nur geträumt.«

»Richtig.«

Bis jetzt habe ich unter Spannung gestanden. Die aber löste sich, und ich sackte innerlich regelrecht zusammen, wobei ich versuchte, mich zu beruhigen.

Das Herz schlug noch immer schneller als gewöhnlich. Dies schien auch Glenda geahnt zu haben, denn sie legte ihre Handfläche auf meine linke Brustseite.

»Meine Güte, was ist denn los, John? Dein Herz, es - es schlägt so heftig. Du bist ja noch immer aufgeregt.«

»Ja, kann sein.«

»War es so schlimm?«

»Noch schlimmer.«

Ihr Blick nahm einen besorgten Ausdruck an. »Ich weiß, wie sehr Alpträume einen Menschen quälen können. Manchmal ist es besser, wenn man mit einer anderen Person darüber spricht. Ich möchte dich fragen, ob du das nicht auch tun willst.«

»Nein, ich…«

»Später dann?«

»Kann sein.« Ich räusperte mich. »Wie spät ist es eigentlich, Glenda? Wie lange habe ich den Horror durchstehen müssen?«

»Moment.« Sie schaute auf ihre Uhr am Handgelenk. »Die erste Stunde des Tages ist noch nicht ganz vorbei.«

»Noch nicht?« murmelte ich. »Himmel, dann liege ich noch nicht lange hier im Bett.«

»Das stimmt. Und du bist sehr schnell eingeschlafen, was du eigentlich nicht vorhattest.«

Ich wußte, was Glenda damit meinte und streichelte über ihr schwarzes Haar. »Ja, stimmt, wir hatten noch etwas anderes vor. Aber da war etwas, das mich in den Schlaf riß. Oder haben wir beide vielleicht etwas zu viel getrunken?«

»Kaum der Rede wert.«

Ich hatte Schwierigkeiten mit der Erinnerung und fragte: »Was denn eigentlich?«

Sie lächelte mokant. »Eine Flasche Wein.«

»Jeder von uns?«

»Nein, wir beide zusammen. Auch wenn ich zugeben muß, daß es ein sehr kräftiger Tropfen gewesen ist, aber das wirft uns beide doch nicht um - oder?«

»Bestimmt nicht.« Ich schaute Glenda an, die auf der Seite lag und sich halb aufgerichtete hatte, wobei sie sich mit dem linken Ellbogen abstützte. Das Bettlaken war verrutscht, und Glenda zog es auch nicht wieder in die Höhe, so daß ich ihre Brüste bewundern konnte.

Als sie meinen Blick bemerkte, wurde ihr Lächeln breiter. »Schon wieder fit?«

»Das täuscht.« Ich streichelte über ihre Hüfte. »Dieser Traum war einfach schrecklich. Ich fühlte mich so schrecklich allein. Kennst du das Gefühl, das einen Menschen beschleicht, wenn er von aller Welt verlassen ist?«

Für einen Moment blieb Glenda stumm. »Nein, eigentlich nicht.«

»Das ist gut.«

»Außerdem habe ich noch nicht unter derartigen Träumen gelitten. Zumindest kann ich mich nicht daran erinnern.«

»Das ist noch besser, Glenda. Aber ich habe ihn gehabt. Und ich hatte das Gefühl, als wäre er mir regelrecht geschickt worden. Genau auf mich gezielt.«

»Das ist doch…«

»Nein, nein, kein Unsinn.« Ich nahm meine Hand von der glatten Haut ihrer Hüfte wieder weg.

»Das ist die Wahrheit - wie ich sie sehe. Ich glaube sogar, recht zu haben.«

»Gut, lassen wir das. Wenn du darüber reden willst, ist es okay. Wenn nicht, können wir ja weiterschlafen…« Das letzte Wort ließ sie mit einer bestimmten Betonung ausklingen, aber ich dachte in diesem Augenblick an andere Dinge.

»Weißt du, daß ich hellwach bin?« Ich hatte ihr ins Gesicht geschaut und entdeckte das Schimmern in Glendas Augen.

»Ich bin es auch.« Sie strich über mein noch immer schweißfeuchtes Gesicht und ließ ihren Zeigefinger auf meiner Unterlippe liegen.

»Hellwach und verschwitzt«, murmelte ich. »Deshalb möchte ich eine kurze Dusche nehmen.«

»Okay, tu das.«

Ich schwang mich nach rechts und aus dem Bett. Ich trug nur die kurze Hose des Schlafanzugs.

Brust und Rücken waren ebenfalls feucht, selbst in den Haaren klebte der Schweiß. Ich erhob mich von der Bettkante und ging auf die Schlafzimmertür zu. Sie stand offen, und auf der Schwelle drehte ich mich noch einmal um. »Bis gleich, Glenda.«

»Bleib nicht zu lange, John. Ich warte auf dich.«

»Okay.«

Ich konnte Glenda ja verstehen. Wir hatten uns vorgenommen, den Freitagabend, die Nacht und auch den Samstag gemeinsam zu verbringen. Die letzte Zeit war relativ hektisch gewesen. Ich war viel gereist, hatte in Germany einen Fall erlebt und anschließend gemeinsam mit Bill Conolly in Cornwall Aibons singende Felsen kennengelernt. Eine Frau namens Joanna hatten wir nicht mehr retten können, um sie ihrem Vater zurückzubringen. Ihre Seele hatte sich mit anderen, die in den Steinen steckten, vereinigt. Sie gehörten den Wikingern, deren Schiff vor Hunderten von Jahren an der Küste

zerschellt war. Ihre Skelette hatte ich noch gesehen.

Ich verdrängte den Gedanken, denn dieser Fall war bereits Vergangenheit. Die Idee, mit Glenda ein Wochenende bei mir zu verbringen, war mir oder uns beiden spontan gekommen. Wir hatten nur kurz darüber geredet, und im Büro hatten wir dann beide denselben Vorschlag auf der Zunge gehabt und ausgesprochen.

Ich betrat das Bad, verzichtete allerdings darauf, das grelle Licht einzuschalten. Statt dessen beließ ich es bei der Wandbeleuchtung. Ein Wochenende wie im Bilderbuch oder im Kino hatte es werden sollen! Ich mußte selbst lächeln, als ich daran dachte. Nein, das war es nicht geworden, der Alptraum war mir dazwischengekommen. Er hatte mich erwischt wie eine plötzlich aus dem Hinterhalt abgefeuerte Kugel, so daß es mir unwahrscheinlich schwerfiel, einen klaren Gedanken zu fassen.

Immer wieder mußte ich an den Traum denken.

Ich stellte die Dusche an. Aus der Tasse unter der Decke rauschte das Wasser. Unter die heißen Strahlen drückte ich mich und wartete darauf, daß der Körper vom Schweiß befreit wurde.

Später seifte ich mich ein. Meine Bewegungen wurden von dem Automatismus der Routine gelenkt.

Ich dachte immer wieder an diesen verdammten Traum zurück, ohne es eigentlich zu wollen, aber er war einfach da, und ich konnte nichts dagegen machen.

Die Straße, die Bäume, die Finsternis, dann die verfluchte Dunkelheit, aus der sich letztendlich dieses Haus mit seinen starren, kantigen Umrissen hervorgeschält hatte.

Damit kam ich nicht zurecht. Irgendwie lief es schief. Es paßte nicht in meinen Kreislauf, aber ich dachte anders darüber als die meisten Menschen.

Den Traum sah ich als eine persönliche Botschaft an. Jemand - wer auch immer - hatte sie mir geschickt. Diese Botschaft konnte von einem Dämon stammen, von einem Geschöpf der Finsternis, von einem Feind, den ich längst vergessen hatte.

Von einem Traumdämon?

Möglich. Ich wußte ja, daß es so etwas gab, doch ich sah keinen Sinn darin. Aber ich hatte damit zu tun! Ich war der Geisterjäger, das dachte ich nicht mal spöttisch. Ich war in dieses Wasser hineingesprungen und mußte nun die Konsequenzen tragen.

Natürlich waren meine Gegner raffiniert. Zudem hielten sie sich nicht an irgendwelche Regeln. Sie schlugen ohne Vorwarnung zu. Lautlos, blitzschnell, davon konnte ich persönlich ein Lied singen.

Das alles drehte sich in meinem Kopf, aber ich kam nicht dazu, einen klaren Gedanken zu fassen und eine gewisse Logik zu entdecken.

Irgend etwas stimmte nicht. Etwas näherte sich mir. Jemand hatte

mich auf seine Liste gesetzt.

Es war natürlich müßig darüber nachzudenken. Ich kam mir lächerlich vor, weil es in meinem Umkreis einfach zu viele Gegner waren. Manche ungemein stark, andere wieder weniger.

Ich hatte den Körper jetzt eingeseift und stellte die Dusche wieder an. Dabei war mein Blick nach oben gerichtet. Ich schaute gegen die Duschtasse, aus der gleich die Strahlen hervorschießen würden, und hatte für einen winzigen Augenblick den Eindruck, als würde Blut auf mich niederprasseln.

Es blieb beim Wasser, das ich etwas lauer stellte, dann im Nu war ich von Dunstschwaden umgeben gewesen.

Mal hielt ich die Augen geschlossen, wenn das Wasser in mein Gesicht prasselte, dann öffnete ich sie wieder, wenn ich nach vorn schaute, und plötzlich erschien hinter der vor mir liegenden beschlagenen Scheibe ein Schatten.

Nach diesem Traum war ich noch immer nicht voll dabei und erschrak ziemlich heftig. Stellte mich auf Abwehr ein, als eine Hand zufaßte und die Scheibe zur Seite zog.

Glenda schaute mich an und lächelte.

Ich blickte zurück und stellte fest, daß sie, ebenso wie ich, keinen Faden am Leib trug.

»Ist da noch Platz?« fragte sie.

»Für dich immer.« Ich wollte die Dusche abstellen, aber Glenda stieg bereits in die Kabine und legte ihre Hand auf die meine.

»Nein, laß das Wasser laufen.«

»Wie du willst.«

Sie drängte sich dicht an mich, und diese direkte Berührung ließ meinen Alptraum verschwinden.

Traum war Traum, aber Glenda war echt, verdammt echt sogar! Das Wasser umfloß uns, während wir uns küßten. Ein echter Dauerbrenner. Als wir Luft holen mußten, fragte Glenda. »Seifst du mich ein?«

»Gern. Und wo?«

»Überall.«

»Okay.«

Ich stellte die Dusche ab. Glenda löste sich von mir. In der engen Kabine hatten wir nicht viel Platz, um einander auszuweichen, so daß es zwangsläufig beim Körperkontakt blieb, der sich dann intensivierte, als ich damit begann, Glenda einzuseifen, was ihr sehr gut gefiel. Sie gab sich ganz diesem wunderbaren Gefühl hin. Mit noch immer geschlossenen Augen flüsterte sie: »Himmel, John, was tut das gut!«

»Mir auch.«

Sie lachte leise. »Ich werde mich gleich bei dir bedanken, warte es nur ab.« Ich ging in die Knie, um wirklich jede Stelle ihres Körpers

einzuseifen. Sie genoß es, was auch an ihrem leisen Stöhnen zu hören war.

»Mach ruhig weiter, John, das ist gut, das tut so gut.« Ihre Füße bewegten sich. Sie war unruhig geworden, und ich arbeitete nicht nur mit der Seife, sondern auch mit den Lippen.

Später drehte ich die Dusche wieder auf, und wir beide bekamen die Wasserstrahlen ab.

»Du hast dich ja schon gewaschen, John. Aber doppelt hält besser«, sagte sie mit einem eindeutigen Lächeln.

Ich küßte ihr Gesicht und murmelte dabei: »Dann fang halt an…«

»Wo?«

»Ist mir egal.« Ich küßte sie weiter.

»Hier im Bad, John?«

»Ist mir auch recht.«

»Komm, John, bitte, komm endlich!« Es fiel ihr schwer, die Dusche zu verlassen, sie tat es mit einem Schritt zurück, hielt mir aber ihre Arme entgegengestreckt. Ich stellte mich auf die Matte, und Glenda drehte sich um, denn das breite und lange, weiße Badetuch hing über einem Haken. Sie umschlang mich und sich selbst. »Wir werden uns gemeinsam abtrocknen«, flüsterte sie. »Ich will, daß du deinen verdammten Alptraum vergißt, hörst du?«

»Sicher, sicher«, murmelte ich und streichelte sie. Ich küßte ihre herrlichen Brüste, saugte an ihnen und küßte sie wieder, bis Glenda es nicht mehr aushalten konnte. Gemeinsam sanken wir in die Knie, wobei ich merkte, wie schnell sie ihre Beine um meinen Körper geschlungen hatte.

»Mach es, John, mach es! Aber schnell - ich bitte dich. Himmel, ich habe so lange darauf gewartet.«

»Ich auch«, murmelte ich.

Dann versanken wir beide in die Wellen eines Ozeans, der uns weit, weit forttrug und alles um uns herum vergessen ließ…

***

Wieviel Zeit vergangen war, wußten wir beide nicht. Das war auch nicht wichtig, diese Nacht gehörte uns, auch wenn sie eine Nacht der Extreme war.

Wir saßen auf dem Bett, und Glenda hatte im Kühlschrank tatsächlich noch eine Flasche Champagner gefunden. Ein Teil des Inhalts perlte in den schlanken Gläsern, die wir in den Händen hielten.

Ich hatte sie schon nachgefüllt. Wir saßen im Bett dicht nebeneinander, hatten uns nicht angezogen, und ich hörte Glendas leises Lachen, bevor sie sagte: »Das ist wie im Kino, John.«

»Meinst du?«

»Ja, ich komme mir vor wie im Film.« Sie strich über meine Wange,

und ich erschauderte leicht.

»Weißt du, daß ich enttäuscht gewesen bin, als du plötzlich neben mir geschlafen hast. Das kam mir wie eine Niederlage vor. Nun ja, wir hatten uns vorgenommen, ein Wochenende wieder so zu verbringen, daß wir beide Spaß haben, und da warst du plötzlich weg.«

»Ich konnte nichts dagegen tun, Glenda. Eine andere Kraft war stärker als ich.«

»Der Schlaf? Oder das Bedürfnis zu schlafen?«

Ich überlegte einen Moment und schaute auf die Nachttischleuchte. »Eigentlich hätte es so sein müssen, es wäre zumindest normal gewesen, aber ich glaube einfach nicht daran.«

»Hast du denn eine Erklärung?«

»Noch nicht.«

Sie ließ den Champagner in ihren Mund fließen und schielte mich dabei an. »Du hast doch kein schlechtes Gewissen wegen Jane Collins bekommen, John!«

»Nein, wieso?«

Sie drehte das Glas zwischen ihren Händen. »Denk mal nach. - Nein«, sagte sie dann kopfschüttelnd », das brauchst du gar nicht, John. Du und Jane, ihr beide seid mal zusammen gewesen und…«

»Irrtum. Es war nichts Festes. Wir waren nie ein Paar, wenn du das meinst. Mein Gott, wir sind erwachsen, Glenda. Wir sind alle nicht miteinander verheiratet.«

»Ja, ja«, kommentierte sie, »da hast du schon recht. Aber ich denke immer daran, daß Jane gewissermaßen die älteren Rechte hat.« Sie lachte sich selbst aus. »Es ist komisch, daß wir Frauen so denken. Immer haben wir ein schlechtes Gewissen.«

»Was nicht zu sein braucht.«

»Das sagen die Männer.« Glenda schaute mich mit erhobenen Augenbrauen an, stellte ihr Glas weg und rückte ganz in meine Betthälfte, um sich an mich zu kuscheln.

»Müde?« fragte sie.

Ich leerte mein Glas und stellte es ebenfalls zur Seite. »Ja, eigentlich schon.«

»Dann schlaf.«

»Das hört sich aber nicht nett an.«

Sie küßte mein Kinn. »Ich meine es so, wie ich es gesagt habe. Du hast zwar schon geschlafen, aber du hast auch schrecklich geträumt, da wirst du sicherlich keine innerliche Ruhe gefunden haben, denke ich.«

»Ja, das ist möglich.«

»Außerdem ist es spät.« Sie hatte ihre Lampe schon gelöscht und lag im Dunkeln. An meiner Seite breitete sich noch das Licht aus, der warme Schein hüllte uns ein, und ich spürte auch Glendas ebenfalls

warmen Körper, der so wunderbar weich in meiner Armbeuge lag.

»Manchmal möchte ich, daß diese Nacht nie vergeht«, murmelte sie schon leicht schläfrig. »Ich fühle mich so wohl. Wie in einer Höhle geborgen, wo ein Feuer brennt und die Kälte erst gar nicht hereinläßt.«

Sie tippte einige Male gegen meine Brust. »Was heißt das denn? Du bist wohl nicht romantisch.«

»Doch.«

»Nein.«

»Eben auf meine Weise.«

Glenda stöhnte auf. »Männer!« sagte sie. »Das ist typisch für euch. Männer sind eben anders.«

»Zum Glück!«

»Ja, zum Glück, du alter Schwerenöter.« Dann schob sich Glenda über mich, um mich wieder zu küssen. Wir waren ineinander verschlungen, wälzten uns im Bett herum und blieben irgendwann quer liegen. Es war wunderbar, Glenda in meinen Armen zu spüren. Sie war so fraulich - attraktiv.

An ihr war alles dran!

Die Decke lag schräg und halb über uns. Wir hatten beide das Gefühl, von ihr beschützt zu werden und kamen uns wirklich wie in einer Höhle vor.

Ich merkte, wie Glenda in meinen Armen allmählich erschlaffte. Auch sie hatte es nicht mehr geschafft, gegen die Müdigkeit anzukämpfen, die in den frühen Morgenstunden doch zunahm.

Eigentlich hatte ich mir vorgenommen, wach zu bleiben. Nur war es auch mir unmöglich, gegen die Natur anzukämpfen. Ich spürte, wie meine Augenlider schwer wurden, als würden kleine Gewichte sie nach unten zu ziehen.

Die Müdigkeit war groß. Sie war wie ein gewaltiger Schatten, der sich über uns senkte.

Sie trieb mich weg. Die Augen konnte ich nicht mehr öffnen. Die tiefe Dunkelheit kam, und ich merkte nur noch, wie ich wegsackte.

Wohin? In die Arme des Schlafgottes Morpheus, der mich sicher beschützte.

Aber gegen die Träume konnte er nichts ausrichten, denn sie kehrten wieder zurück.

Wer immer sie mir auch schickte, er hatte mich fest im Griff, und ich war wehrlos…

***

Die Dunkelheit!

Da war sie wieder. Sie umgab mich wie eine dichte Wolke und eine harte Wand zugleich. Sie war fugenlos und ließ kein Licht hindurch.

Ich war in sie hineingetaucht, ohne es zu wollen. Die Tiefe des Schlafs hielt mich in den Klauen, aber ich sah mich selbst, und ich spürte sofort wieder das Gefühl der Angst.

Es war da. Es hatte sich in mich hineingebohrt, als wollte es meine Seele vernichten. Eine fremde, unerklärliche Kraft war dabei, von mir Besitz zu ergreifen, um den Geisterjäger, den Feind der Hölle, endlich in das ewige Dunkel zu entführen.

Ich fiel nicht mehr. Ich stand einfach da und spürte den festen Boden unter den Füßen, wenn auch nicht in der Realität, aber in einem Traum, der dort anfing, wo er auch aufgehört hatte.

Wieder stand ich vor dem Haus.

Und wieder schaute ich zur offenen Tür, hinter der es noch dunkler war als in meiner direkten Umgebung. Stockfinster, einfach dicht, eine sehr böse Finsternis, wie sie nur aus einem der zahlreichen dämonischen Reiche stammen konnte.

Die Schwärze kam mir vor wie ein bösartiges Tier, das im Hintergrund lauerte und nur darauf wartete, daß ich einen Fuß vor den anderen setzte, um das Haus zu betreten.

Aber ich fürchtete mich. Die Angst bohrte in mir. Sie bestand aus glühenden Messerklingen, die sich in der Nähe meines Herzens zu Halbkreisen zusammengefunden hatten und alles umschlossen.

Mir war wieder kalt und warm zugleich. Über meine Rücken rieselten die beiden so unterschiedlichen Schauer hinweg, und selbst auf meinen Handrücken hatte sich die Gänsehaut ausgebreitet.

Ich war völlig auf mich allein gestellt. Es gab keine Helfer. Nur eben die Finsternis um mich herum, und sie konnte ich beim besten Willen nicht um Rat fragen.

Wer lauerte im Haus?

Zitternd stand ich davor. Schwebte zwischen dem Wunsch, das Haus zu betreten oder sicherheitshalber draußen zu bleiben. Wie dem auch sei, was ich auch tat, niemand gab mir eine Garantie, ob ich mich auch richtig verhielt.

Da vorn lag eine andere Welt. Böse, gemein, finster und hinterhältig. Ich hatte die Geräusche gehört. Ihrem dumpfen Klang nach zu urteilen, war es durchaus möglich, daß sie aus dieser finsteren Höhle ins Freie und damit zu mir gedrungen waren, aber das mußte nicht sein. Das Haus stand da, und ich fragte mich, was sich dahinter befand.

Leere oder Bäume? Ein finsterer, verwunschener Traumwald? Es war alles möglich. Wenn ich es herausfinden wollte, dann mußte ich mich auf den Weg machen.

Noch zögerte ich. Es gab nichts, was mich angetrieben hätte. Am liebsten wäre ich zurückgegangen, doch auch in dieser Richtung gab es für mich nichts zu sehen.

Der Wind kehrte zurück. Ich hörte ihn schon aus der Ferne, denn er kündigte sich durch das Rascheln der Blätter beinahe überdeutlich in dieser Stille an.

Er war unheimlich. Ein leises, böses Flüstern, das mir eine Botschaft brachte. Keine gute, so etwas gab es in dieser Welt nicht. Wenn sie tatsächlich so etwas wie der Vorhof zur Hölle war, dann war alles Gute ausgesperrt worden.

Der Wind rollte irgendwie an mir vorbei, vergaß mich auch nicht, streichelte meinen Körper, drängte sich in meine Haare hinein und wühlte sie in die Höhe.

Dann erwischte er das Haus. Es hatte starr vor mir gestanden, doch jetzt, als der Wind es umflorte, da hatte ich den Eindruck bekommen, als würde es sich bewegen.

Die Wände blieben nicht mehr starr. Sie wurden eingedrückt wie bei einem alten Karton, und das Dach wellte sich in die Höhe, als hätte es von unten her einen entsprechenden Druck bekommen.

Ich kam mit diesem Phänomen nicht zurecht und fragte mich auch, ob ich es mir nur einbildete oder ob dieses Bild den Tatsächlichen Gegebenheiten entsprach.

Es war ein Traum - nur ein Traum. Aber wer sagte mir, daß es in einem Traum nur Lügen gab und keine Wahrheiten. Was ich hier erlebte, war eine Tatsache, auch wenn sie von mir nicht gesteuert werden konnte und ich alles den anderen Kräften überließ.

Das Haus stand wieder still.

Aber ich hörte das Geräusch wieder. Ein Klopfen und Dröhnen zugleich, als wolle es die Dunkelheit in einer bestimmten Wut einfach sprengen. Ich starrte in die offene Tür hinein, weil ich unbedingt sehen wollte, ob sich dort etwas bewegte, aber da tat sich nichts.

Das Klopfen blieb, und es änderte seinen Rhythmus auch nicht. Es blieb immer gleich, wie ein Signal, mit dem ich allerdings nichts anfangen konnte.

Ich setzte das rechte Bein vor. Auf einmal konnte ich es, aber nicht durch den eigenen Willen geleitet, denn dahinter steckten andere Mächte oder Kräfte.

Ich mußte in das Haus hinein. Jetzt war die Dunkelheit hinter der Tür wie ein Magnet. Ich war nicht mehr ich selbst, denn dieser verfluchte Alptraum hatte mir den eigenen Willen genommen, und so schritt ich weiter, immer in derselben Folge. Nicht zu schnell, nicht zu langsam. Allmählich rückte der Eingang näher. Dieses von pechschwarzer Finsternis erfüllte Loch in einem leeren Haus.

Oder nicht?

Absolute Dunkelheit. Plötzlich wunderte ich mich, daß ich während des Traums denken konnte, denn mir kam der Spuk in den Sinn. Dieser Dämon verkörperte die absolute Schwärze, denn aus ihr

bestand sein Reich, in dem er die Seelen der vernichteten Dämonen auffing und sie für alle Ewigkeiten behielt.
Mit dem Spuk hatte ich schon des öfteren zu tun gehabt, um es einmal geschäftlich zu vergleichen.
Wir waren keine unbedingten Todfeinde, wir standen uns irgendwo neutral gegenüber, denn er akzeptierte, daß ich die schwarzmagische Seite bekämpfte. Und auch der Spuk wollte nicht, daß gewisse Dämonen zu groß wurden, und er schaute gern zu, wenn es mir gelang, den einen oder anderen in die Schranken zu verweisen.
Aber wenn sich der Spuk zeigte, dann in einer bestimmten Art und Weise. Er war nicht nur schwarz in seiner Mitte, falls man davon sprechen konnte. Sein zweites Markenzeichen waren die roten Augen.
Das sah ich hier nicht.
Hier blieb die Schwärze zwischen den Wänden liegen, als hätte sie sich dort festgebissen.
Vor der Schwelle blieb ich stehen. Es war die berühmte Hemmschwelle, die ich mich nicht zu übertreten traute. Ich zitterte innerlich, meine Kehle war auch trocken geworden, und wenn ich die Luft einatmetet, dann stellte ich einen kalten, aschigen oder rußigen Geschmack fest.
Ich schaute mich um, sofern man überzeugt davon sprechen konnte. Wohin ich den Kopf auch drehte oder den Blick wendete, es gab immer nur das eine, die verfluchte Schwärze, dicke wie Teer und ohne einen Funken Licht.
Und trotzdem hatte dieses primitive Haus etwas zu verbergen. Ich ahnte es nicht nur, ich wußte es.
Irgendwo vor mir in der Finsternis lauerte etwas, das mir eine immer stärker werdende Furcht einjagte, so daß mein Herz noch stärker klopfte als draußen.
Gehen oder nicht?
Ich trat einen Schritt vor - und spürte hinter mir den Luftzug, der meinen Hinterkopf, den Nacken und auch meinen Rücken berührte. Einen Moment später erschreckte mich ein harter Knall. Ich brauchte mich nicht mal umzudrehen, um herauszufinden, was geschehen war. Das wußte ich auch so. Die Tür war zugefallen Ich war gefangen in diesem Haus, und ich war auch zugleich ein Gefangener meines eigenen Alptraums.
Unter mir spürte ich den normalen Boden. Kein Stein, sondern Holz, das hatte ich schon nach den ersten Schritten gespürt, als der Belag leicht nachgab.
Ich ging nicht zurück. Es gab in diesem Haus nichts, woran ich mich hätte orientieren können.
Ich sah weder Wände noch eine Decke. Es konnte groß, klein, endlich, aber auch unendlich sein.

Eine Ferne oder eine Nähe wuchsen zusammen. Konturen existierten nicht. Das Haus war ein böses, unheimliches Gefängnis, eine Qual für die Seele.

Und ich war nicht allein.

Etwas befand sich in meiner Umgebung, und das bildete ich mir nicht ein. Es belauerte mich, es war da. Es wartete nur darauf, mich angreifen zu können.

Tief schrak ich zusammen, als ich wieder dieses klopfende Geräusch hörte. Diesmal dicht vor mir oder weit entfernt? So genau kam ich damit nicht zurecht, und es war auch nicht wichtig, weil ich lieber herausfinden wollte, wer dieses Geräusch produzierte.

Es klang ab.

Kein Dröhnen mehr, kein hartes Klopfen. Die Stille senkte sich über mich, und ich setzte meinen Weg fort. Ich ging einfach nach vorn und wußte selbst nicht, weshalb ich es tat. Ich war einfach der Gefangene meines Alptraums, wobei mein Gehirn zwar alles registrierte, mich aber nicht zu eigenem Handeln zwang.

Man hatte mich hergelockt. Ich glaubte nicht daran, daß es nur zum Spaß geschehen war. Es mußte einen Endpunkt geben, und wenn nicht, würde ich zumindest aus dem Traum erwachen.

Die Helligkeit überraschte mich, obwohl sie nicht plötzlich in dieses Haus einfiel.

Vor mir, wo sich der Boden befand, gab es ihn plötzlich nicht mehr. Ich hatte noch einen Schritt nach vorn gehen wollen, als ich das Bein blitzschnell zurückzog, denn dort, wo meine Fußspitzen endeten, befand sich der breite Rand einer viereckigen, fenstergroßen Öffnung.

Eine Falltür? Eine Falle?

Zumindest ein hellerer Ausschnitt. Nicht bewußt grell oder überhell, sondern einfach nur ein Ausschnitt, und ich konnte auch nicht feststellen, ob er durch eine Glasplatte abgesichert war, deshalb verhielt ich mich so vorsichtig und blieb an seinem Rand stehen.

Doch auch während des Alptraums hatte mich meine Neugierde nicht verlassen. Ich wollte wissen, was sich dort unten tat, ob es da überhaupt etwas gab, das mich interessieren konnte oder ob einfach nur das Licht dort unten glomm.

Ich kniete mich nieder. Mit den Händen stützte ich mich am Boden ab, schob den Kopf noch um eine Idee nach vorn und hatte endlich freie Sicht.

Es lag eine Tiefe unter mir, die schien endlos zu sein, zumindest schien sie zum Mittelpunkt der Erde zu führen, und je tiefer es hinabging, um so mehr verlor sich das Licht, bis es schließlich nicht mehr zu sehen war.

Aber urplötzlich passierte etwas. Mein Herz raste so stark, daß ich Angst bekam, doch ich hatte keine Chance, einzugreifen.

Zwei Frauen sah ich dort.
Beide waren nackt.
Beide waren gefesselt.
Und beide kannte ich.
Glenda Perkins und Jane Collins!

***

Die Frauen waren wie Geister in meinen Traum hineingeglitten, obwohl die Szene so verflucht echt war. Man hatte ihre Körper mit harten Lederriemen an Pfähle gebunden. So eng, daß sie sich nicht mehr bewegen konnten.

Von meiner Position aus konnte ich direkt in ihre Gesichter schauen. Ich sollte durchaus die hemmungslose Furcht erkennen, die sich auf den Zügen abmalte.

Ja, sie hatten Angst, aber ich war mir über den Grund nicht im klaren. Waren es nur die Fesseln, die sie so quälten und tief in die Haut schnitten, oder war es das Wissen, verloren zu sein und auf einer abwärts führenden Schiene in den Tod zu gleiten?

Ich hatte keine Ahnung und ging davon aus, daß mir die leidenden Frauen bewußt vorgeführt wurden.

Mein Herzschlag hatte sich auf keinen Fall beruhigt. Die Hitze in meinem Körper und damit auch in meinem Kopf nahm zu. Das Feuer wollte die Stirn sprengen, als ich verzweifelt versuchte, mit den beiden Kontakt aufzunehmen.

Ich schrie und blieb trotzdem stumm. Ich winkte, aber ich wurde nicht gesehen.

Ich drückte jetzt meine Arme nach. Dabei rechnete ich damit, ins Leere zu greifen, aber der Boden vor mir blieb, nur bestand er nicht mehr aus Holz, sondern aus einer dicken Glasplatte.

Die beiden sahen mich. Sie mußten mich sehen - oder nicht!

Ich erntete keine Reaktion der beiden. Sie verdrehten nicht die Augen. Sie lagen zusammen auf dem Boden, so dicht, daß sie sich hätten berühren können, wenn es ihnen gelungen wäre, die Hände auszustrecken. Der Traum blieb nicht stehen, er wurde fortgeführt, und er geriet wirklich in die grausame Phase hinein.

In der nächsten Zeit erlebte ich Schreckliches, denn wie aus dem Nichts erschienen furchtbare Gestalten, die es auf die beiden Frauen abgesehen hatten.

Wer sie genau waren, erkannte ich nicht. Sie huschten über die nackten Körper hinweg. Sie waren zweidimensional, Schatten eben.

Schreie erreichten meine Ohren. Furchtbare Schreie; ausgestoßen von Glenda und Jane. Und ich konnte erkennen, weshalb sie geschrieen hatten. Die Schatten, die über die nackten Körper hinweggehuscht waren, sahen zwar relativ harmlos aus, nur waren sie

es nicht. Sie hatten bereits ihre deutlichen Spuren hinterlassen.
Blutende Wunden. Schräge und lange Schnitte, die Muster auf den Körpern hinterlassen hatten. Blut drang aus ihnen hervor. Die beiden Frauen mußten grauenhafte Qualen erleiden. Die Schatten, mal breit, mal lang und schmal, hatten sich formiert und starteten einen nächsten Angriff.
Glenda und Jane erlebten eine Hölle. Was ich als Zuschauer dabei mitmachte, war zwar nicht die gleiche Hölle, aber die bösen Schmerzen brannten auf meiner Seele.
Ich wußte nicht, ob ich schrie, als ich das Blut an ihren Kehlen sah, ich wußte überhaupt nichts, denn ich sah plötzlich den leeren Ausdruck in ihren Augen.
Tot, tot…
Ich schrie!
Und dann wurde ich wach…

***

Himmel, es war furchtbar! Ich strampelte mit den Beinen und schlug um mich. Meine Hand krallte sich irgendwo fest, aber ich wußte nicht, wohin ich gegriffen hatte.
Halb wach und halb im Traum begraben, dauerte es eine Weile, bis ich wieder zu mir kam und sich meine wilden körperlichen Reaktionen beruhigten.
Flach blieb ich auf dem Rücken liegen und stierte zur Decke. Meine Brust bewegte sich durch die heftigen Atemzüge auf und nieder, und ich hatte den Eindruck, als würde sich die Decke im Rhythmus meiner Atemzüge bewegen.
Ich schaute nicht mehr in die Tiefe, sondern nach oben. Ich hockte vor keiner gläsernen Platte, sondern lag auf dem Rücken und spürte auch nicht mehr die Härte des Bettes unter mir.
Ich lag in meinem eigenen Schlafzimmer!
Das kam mir als erstes zu Bewußtsein, nur machte es mich nicht froher, denn der Alptraum hatte sich in meiner Erinnerung so stark festgesetzt, als wollte er nie wieder weichen.
Jane und Glenda tot.
Zerschnitten von scharfen Schatten, die durchaus als amorphe Wesen bezeichnet werden konnten.
Das Grauen hatte sich fortgepflanzt und neue Dimensionen bekommen.
Die Folgen dieses zweiten Alptraums, der viel schlimmer gewesen war als der erste, spürte ich auch in meinem Innern. Ich kam mir so furchtbar leer und verloren vor. Ich war in ein tiefes Loch gefallen, ohne die Chance zu haben, dort wieder aus eigener Kraft hervorklettern zu können. Es war alles anders geworden. Nach diesem

Traum war ich nicht mehr derselbe wie zuvor.

Glenda und Jane tot! Beide waren brutal ermordet worden. Ich hatte ihnen nicht helfen können.

Aber Glenda war doch bei mir gewesen. Wir hatten uns geliebt, Champagner getrunken und waren anschließend schlafen gegangen. Sie mußte neben mir liegen. Ihre Atemzüge waren sicherlich zu hören.

Es war jedoch still, so schrecklich still.

Nur meinen eigenen Herzschlag vernahm ich und fürchtete mich davor, meine linke Hand auszustrecken, um dorthin zu fassen, wo Glenda Perkins liegen mußte.

Sie lag nicht mehr dort.

Das Bett war leer.

Ein kaltes Laken knüllte ich zwischen meinen Fingern zusammen, als wäre es ein Leichentuch.

Jetzt bohrte die Angst wieder Löcher in meine Seele. Ich hatte den Traum erlebt - ja, einen Traum.

Oder etwa nicht? Ich war durcheinander, das Fehlen der Frau schockte mich. Ich suchte sie, tastete nach ihr. Vielleicht war sie nur zur Seite gerutscht…

Nein, das Bett war leer.

Keine Spur von Glenda. Ich hatte mich aufgesetzt und mußte mir eingestehen, daß ich nicht mehr zwischen Traum und Wirklichkeit unterscheiden konnte.

Verzweifelt saß ich im Bett, die Hände vor dem Gesicht und den Kopf schüttelnd. Ich mußte zugeben, daß mich dieser Alptraum fertiggemacht hatte.

So etwas war mir noch nie passiert. So mitgenommen und innerlich fertig war ich nie zuvor aus einem Traum erwacht. Daß es geschehen war, empfand ich als ein böses Omen.

Ich war an die Schwelle herangetreten und hatte sie auch überschritten. Man hatte mich in eine grausame Welt hineingeführt und mir gezeigt, wozu meine Feinde fähig waren.

Welche Feinde? Wer steckte dahinter?

Ich wußte es nicht, meine Gedanken waren sehr unklar, verschwommen, überspült von der Angst, die noch immer in mich hineinbohrte und mich fertigmachen wollte.

Ich wollte es nicht, aber aus meinem Mund löste sich ein tiefes Stöhnen. Für dieses Geräusch erntete ich eine Reaktion, denn plötzlich hörte ich die weiche Frauenstimme.

»John, was ist los? Bitte…«

Glenda? Ich konnte es nicht glauben. Die Hände sanken im Zeitlupentempo nach unten. Noch immer im Bett hockend und dabei leicht frierend drehte ich mich nach rechts.

Dort stand Glenda in der Tür.

Ich zwinkerte mit den Augen. Auch ohne in den Spiegel geschaut zu haben, wußte ich, wie blaß ich war, und meine folgenden Worte sorgten bei ihr für ein Erschrecken.

»Du bist nicht tot, Glenda? Du - du lebst?«

Sie streckte einen Arm aus. »Was hast du da gesagt? Kannst du das noch einmal wiederholen, John?«

»Nein, nein, lieber nicht.«

Aber sie sprach es aus. »Du wunderst dich darüber, daß ich noch lebe?«

»So ähnlich«, murmelte ich.

»Warum denn?«

Ich winkte ab.

»Ich will es wissen, John. Irgendwo habe ich auch ein Recht darauf. Letztendlich war ich daran beteiligt.«

»Ja, später«, gab ich leise zurück. »Nicht jetzt bitte.«

»Aber du weißt, was du gesagt hast.« Sie schaute mich so streng an, daß ich lächeln mußte. »Ja, das weiß ich, Glenda.« So nackt, wie ich war, stand ich auf, ging auf Glenda zu und nahm sie in die Arme. »Warte bitte bis später. Ich bin nur froh, daß ich dich umarmen kann. Dich und hoffentlich auch Jane.«

»Wie bitte? Jane? Was hat sie denn damit zu tun?« Die Bemerkung hatte Glenda nicht gefallen. Sie wurde abweisend.

»Nichts und viel, Glenda. Bitte, ich werde dir alles erklären. Ich möchte mich aber erst mal anziehen. - Du bist es ja schon.«

»Ja, es ist neun Uhr.«

»Was?«

Jetzt lächelte sie. »Der Kaffee ist bereits durchgelaufen. Wenn du zu lange wartest, wird er dir nicht mehr schmecken.«

»Ich komme so schnell wie möglich.«

Noch immer etwas irritiert drehte sich Glenda Perkins um und verließ ihren Platz. Sie trug weiße Jeans und einen schwarzen Pullover mit einem V-Ausschnitt.

Wenn ich ehrlich gegen mich selbst war, dann mußte ich mir eingestehen, daß ich mich saudumm benommen hatte. Aber durch den Traum hatte ich unter einem Schock gestanden. Auch jetzt hatte ich ihn noch längst nicht überwunden und während der Morgentoilette kehrte er immer wieder zurück.

Als ich das Surren des Rasierapparates an meinen Ohren hörte, da stieg wieder ein Vergleich in mir hoch. Ich dachte an die Schatten, die über die beiden Frauen hergefallen waren und sie tödlich verletzt hatten. Blut auf ihren Körpern, Blut auf ihren Gesichtern, Blut an ihren Kehlen. Etwas Gräßliches hatte mich erwischt, und mir kam auch der Gedanke, ob ich so etwas wie einen Wahrtraum erlebt hatte, einen, der mir den Weg in die Zukunft wies.

So etwas gibt es, da hatte ich schon meine Erfahrungen sammeln können.

Auf der anderen Seite jedoch können Träume Sinnbilder oder Vergleiche sein für Dinge, die passieren werden, aber nie direkt mit diesen Bildern zu tun haben.

Es würde nicht leicht werden, durch diesen Wirrwarr einen Weg und ein Ziel zu finden.

Aber welches?

Das Summen des elektrischen Rasierers war normal. Es gab keine Schatten, die bösartig heranhuschten, um mit ihren scharfen Seiten und Kanten mein Gesicht zu zerschneiden.

Ich lebte wieder in meiner Welt und war nicht mehr in den Alpträumen gefangen.

Nachdem ich die Haut mit Rasierwasser benetzt und das Fenster geöffnet hatte, streifte ich ein grünes Cordhemd über, knöpfte es zu und verließ dabei das Bad.

Ich hatte nicht mal geschaut, wie sich draußen das Wetter entwickelt hatte und holte es nach, als ich das Rollo des Schlafzimmerfensters in die Höhe zog.

Der Himmel war blau.

Zumindest beim ersten Hinschauen. Und er zeigte auch ein klares, helles Blau, unter dem einzelne dicke, weiße Wolkenberge lagen. Nach Regen zumindest sah dieses Wetter nicht aus. Möglicherweise lag ein wunderschöner Herbsttag vor uns, aber daran würde ich mich kaum erfreuen können.

Dieses Wochenende hatte ich mir anders vorgestellt.

Glendas Stimme hallte durch die offenstehende Tür ins Schlafzimmer. »Kommst du, John?«

»Okay.«

Glenda war dabei, den Kaffee einzuschenken, als ich das Wohnzimmer betrat. Sie hatte den Tisch dort gedeckt. Auf zwei Tellern verteilten sich jeweils zwei Spiegeleier. Es gab Corned beef, Konfitüre und aufgebackene Brötchen.

»Möchtest du auch Toast, John?«

»Nein, danke.« Ich zog den Stuhl heran, setzte mich, ließ meinen Blick über den Tisch gleiten und schwieg.

Nach einer Weile trank ich Kaffee. Er schmeckte wunderbar, aber ich war an diesem Morgen nicht in der Stimmung, um ihn richtig zu würdigen. Davon ließ sich Glenda nicht abhalten. Sie aß ihre Spiegeleier, schaute auf und sagte dann: »John, jetzt möchte ich von dir wissen, was geschehen ist. Du sitzt da, ißt nichts, trinkst hin und wieder einen Schluck Kaffee und bist ansonsten nur körperlich vorhanden.«

»Das stimmt.«

»Dann bitte. Wo liegt das Problem?«
»Weißt du es nicht?«
Sie nickte mir über den Tisch zu. »Doch, ich weiß es. Das muß dein Traum gewesen sein.«
»Richtig.«
Glenda lehnte sich zurück. Ihre Tasse hielt sie dabei fest. »Du hast da ein komisches Zeug erzählt, als ich im Schlafzimmer erschien. Du warst erleichtert, daß ich noch lebe.«
»Das stimmt.«
Glendas Nasenflügel bebten. Ein Zeichen dafür, daß auch Glenda wie unter Strom stand. »Dann mußt du der Meinung gewesen sein, daß ich gestorben bin.«
»Ja. Und meine Frage ist sehr spontan gekommen. Ich hatte sie einfach stellen müssen.«
»Okay. Warum?«
Ich hob die Schultern. »Möchtest du alle Details meines Traumes erfahren?«
»Ich bin bereit. Außerdem hast du noch von Jane gesprochen. Eifersüchtig war ich nicht, nur kam es mir doch ungewöhnlich vor, daß der Name aus deinem Mund hervorplatzte.«
»Das mag sein, aber sie hat in meinem Traum, der eine Fortsetzung des ersten gewesen ist, ebenfalls eine Rolle gespielt. Das dunkle Haus, du, Jane und die Schatten.«
Glenda öffnete ihre Augen weit. »Schatten?« fragte sie.
Ich nickte, und dann bekam ich endlich die Zeit, alles von Beginn an zu erzählen.
Glenda Perkins hatte sich bisher ziemlich lässig und auch irgendwie sicher gezeigt. Das aber verschwand, denn sie hörte genau zu und erfuhr mit jedem Wort mehr. Ich entdeckte, daß ihr Gesicht eine ungesunde Farbe bekam. Sie war geschockt oder beeindruckt, auch deshalb, weil sie erfahren mußte, welche Rolle sie und Jane in diesem verfluchten Traum spielten.
Sie ließ ihren Kaffee kalt werden, aber die Tasse hielt sie noch in den Händen. Ich spürte, wie es in ihr brodelte, dann stellte sie die Tasse wieder weg, strich durch ihr Haar, das durch die Nässe des Duschwassers kraus geworden war, und sagte mit leiser Stimme: »John, das ist furchtbar.«
»Ich kann nicht widersprechen.«
»Und jetzt? Was willst du tun?«
»Erst mal was essen.« Ich beschäftigte mich mit meinem Spiegelei, leerte die Kaffeetasse und schaute gegen die Wand.
»Warum schweigst du, John?«
»Was soll ich dir sagen? Ich denke über Träume im allgemeinen und über meinen im besonderen nach.«

»Das kann ich verstehen. Weißt du auch, wie das Ergebnis aussieht? Bist du zu einem gekommen?«

»Nein.«

»Wehrst du dich dagegen?«

»Warum fragst du das?«

Glenda mußte lachen. »Glaub mir, die Antwort fällt mir nicht leicht. Ist mir die Frage auch nicht gefallen, aber wir sollten den Realitäten ins Auge sehen. Du hast diesen Traum nicht nur gehabt, du hast ihn sogar durchlebt. Er hat dich gepeinigt, er hat dich bedrückt, und ich weiß genau, daß dich eine Frage quält.«

»So?«

Glenda ließ sich auch nicht durch meine hochgezogenen Augenbrauen irritieren. Sie sprach das aus, was sie dachte. »Du denkst jetzt darüber nach, ob dieser Traum nur ein normaler Alptraum gewesen ist, wie er jeden Menschen befallen kann, oder ob etwas anderes dahintersteckt? Ein Traum, der etwas mit der Wahrheit zu tun haben könnte. Ein sogenannter Wahrtraum.«

Ich schwieg und schaute auf meinen Teller, wo einmal das Spiegelei gelegen hatte. Jetzt entdeckte ich dort nur gelbliche Reste und hellere Fettflecken.

»Ist das nicht so?«

»Ja.«

»Schön. Ich freue mich, daß wir soweit sind.«

Die Antwort wunderte mich. »Verspürst du denn keine Angst? Schließlich hast du so etwas wie eine Hauptrolle darin gespielt. Und keine besonders positive.«

»Das weiß ich. Aber ich werde dich jetzt zitieren, John. Eine erkannte Gefahr ist nur eine halbe Gefahr. Hast du das nicht immer gesagt?«

»Ich kann es nicht leugnen.«

»Eben.«

»Dabei begehst du einen Denkfehler, Glenda. Die Gefahr ist zwar erkannt worden, wobei ich nicht hoffe, daß sie auch eintritt, aber wer hat sie mir geschickt? Wer, zum Teufel, steckt dahinter?«

»Du hast es eben gesagt. Der Teufel.«

»Das weiß ich nicht. Das glaube ich nicht. Es muß sich jemand ein anderes Spiel ausgedacht haben.«

»Okay, ich akzeptiere es. Aber was willst du jetzt unternehmen? Ich für meinen Teil muß abwarten. Oder lauerst du auf die folgende Nacht und wartest darauf, daß sich der Traum vielleicht fortsetzt?«

»Das nicht gerade«, gab ich zu. »Wenn ich ehrlich bin, dann fürchte ich mich sogar vor dem Schlafengehen. Diese beiden Träume waren einfach zu schrecklich. Ich möchte nicht, daß sie noch einmal zurückkehren oder sich fortsetzen. Ich habe eine Angst erlebt, die

kaum zu beschreiben ist.«

»Das kann ich verstehen. Was aber willst du tun?«

»Die Frage.« Ich drehte mich zur Seite und schaute ins Leere.

»Du hast Schatten gesehen?«

»Zum Schluß.«

»Und du warst in der Dunkelheit.«

»Das auch.«

»So dunkel wie im Reich des Spuks.«

Ich hob meinen Blick und sah Glenda ins Gesicht. »Ja, ich kann mir denken, wohin sich deine Gedanken bewegen. Sie sind im Prinzip nicht falsch. Ich habe auch daran gedacht, aber das ist es beileibe nicht gewesen.«

»Was dann?«

Ich hob die Schultern. »Du kennst dich ebenso aus, Glenda. Der Spuk ist pechschwarz, das stimmt schon, aber es kommt noch etwas hinzu. Immer wenn er auftaucht, dann kannst du auch sein Zeichen sehen, das sich inmitten der Schwärze abzeichnete.«

»Die Augen, nehme ich an.«

»Richtig. Und genau die fehlten.«

Glenda schaute mich an, als wollte sie mich hypnotisieren. »Dann weiß ich auch nicht mehr weiter. Tut mir leid, aber es war dein Traum, und da müßtest du eine Lösung finden.«

Natürlich, ich würde sie finden müssen, aber wie sollte ich das in die Reihe bekommen?

Ich sprach und betrachtete dabei meine Hände. »Du kannst es drehen und wenden, Glenda, aber mittlerweile bin ich davon überzeugt, daß mir dieser Traum mit seinen grausamen Szenen geschickt worden ist. Es stellt sich die Frage nach dem Warum.«

»Warum?« murmelte Glenda. »Warum schickt jemand diese Träume? Weil er jemanden auf etwas vorbereiten will.«

»Vorbereiten?« flüsterte ich. »Weißt du eigentlich, in welcher Lage ich Jane und dich gesehen habe?«

»Ich habe nichts vergessen, John.«

»Du warst tot. Ebenso wie Jane. Man hat euch mit einem Messer getötet und die Kehle durchgeschnitten! Wenn wir auf meine Folgerungen aus dem Traum eingehen, dann ist es durchaus möglich, daß du dich ebenso in Lebensgefahr befindest wie Jane. Wir dürften euch keine Sekunde aus den Augen lassen. Ihr müßt immer parat sein, unter Beobachtung, Tag und Nacht, um den Angriff abwehren zu können.«

»Wer würde uns angreifen wollen?«

»Das ist die Frage, die uns beschäftigt. Ein Traumdämon. Schon mal gehabt, nicht neu, aber doch anders, weil er jetzt direkter auf uns gezielt hat. Jemand hat uns etwas gezeigt, das noch stattfinden wird.

Ich habe dich im Traum gesehen, Glenda. Dich und Jane. Man hat euch in eine Falle gelockt, gefesselt und umgebracht. Das alles habe ich geträumt.«

»Zum Glück nur geträumt«, erklärte Glenda, wobei sie säuerlich lächelte. »Stell dir mal vor, du wärst mit der Realität konfrontiert worden. Kaum zu glauben.« Sie schüttelte den Kopf. »Das ist Unsinn! Dann hätte ich dir heute nicht gegenübersitzen können. Ich weiß nicht, ob du auch Jane von deinem Traum berichten willst.«

»Soll ich nicht?«

»Keine Ahnung, John.« Glenda zog ihre Augenbrauen zusammen. »Ich habe wirklich keine Ahnung. Es sind ja alles nur Träume gewesen. Jeder Mensch träumt, jeder leidet unter den bedrückenden Vorstellungen, und da weiß ich nicht, ob es sich überhaupt lohnt, Jane zu warnen oder verrückt zu machen. Das ist meine Ansicht.«

Über die ich mich wunderte. »Du siehst das alles ziemlich locker, liebe Glenda!«

»Tue ich das?«

»Sicher.«

»Das kann daher stammen, daß ich diesen Alptraum eben nicht gehabt habe.«

»Möglich.«

»Außerdem kommt mir der Dämon so schrecklich naiv vor. Welcher deiner Gegner warnt dich schon vorher? Darüber solltest du mal nachdenken, John. Das ist doch von seiner Seite aus gesehen idiotisch, verrückt, wie auch immer. Am besten für ihn wäre es gewesen, wenn er blitzschnell zugeschlagen hätte. Aus dem Nichts hervor, ohne Vorwarnung. Und nicht erst irgendwelche Träume schicken. Für mich ist und bleibt es einfach unlogisch.«

»Manchmal überschätzen sich Dämonen auch«, sagte ich. Mein Worte klangen lahm.

»Weiß ich alles. In diesem Fall kann ich daran nicht glauben. Es will mir nicht in den Sinn. Geh einfach davon aus, daß du geträumt hast.«

»Und weiter?«

»Soll ich jetzt die Traumpsychologin spielen?« erkundigte sie sich spöttisch.

»Das wäre mir sogar recht.«

Sie atmete gepreßt aus. »Also gut, dann werde ich es mal versuchen. Wir drei, Jane, du und ich bilden zwar keine Einheit, aber wir bedeuten uns gegenseitig etwas. Da ist es ganz natürlich, daß der eine über die anderen nachdenkt und sich Sorgen macht. So etwas bleibt nun mal im Unterbewußtsein hängen. Man weiß ja auch, daß sich das Unterbewußtsein irgendwann einmal befreien muß, wenn es zuviel gespeichert hat. Dann ist es wie ein Brunnen, der überläuft. So sehe ich das, John. Dein Unterbewußtsein hat einfach zu viel gespeichert.

Die Kapazität ist erschöpft, und nun quillt der Brunnen über. Das Unterbewußtsein wehrt sich. Es will nicht noch mehr aufnehmen. So etwas ist natürlich. Also löst sich der Druck durch deine Träume auf.« Sie lächelte. »Alles klar?«

Ich schaute sie mit gerunzelter Stirn an. »Eine wunderbare Lösung, Jane. Beinahe schon wissenschaftlich erklärt. Sie mag auch stimmen, aber ich will daran nicht glauben.«

»Warum denn nicht?«

»Nenn es Gefühl, nenn es Vorsicht. Nenn es eine Warnung. Ich kann es dir nicht genau sagen.«

»Du stimmst mir also nicht zu?«

Ich schwieg.

Das gefiel Glenda nicht. »He, willst oder kannst du mir keine Antwort geben?«

»Wahrscheinlich trifft beides zu.«

»Himmel.« Sie schlug auf den Tisch. Nicht sehr hart, die Tassen hüpften trotzdem. »Dann hat es dich aber voll erwischt, mein Lieber. So kenne ich dich gar nicht.«

»Das glaube ich dir gerne, Glenda. Eine Frage. Hast du mich schon einmal so erlebt wie in der letzten Nacht?«

»Nein. Nicht so und nicht so.« Sie errötete leicht.

Ich mußte grinsen. »Vergiß mal das andere, obwohl es herrlich war. Da wollte ich einfach spüren, daß ich noch lebe. Es war verrückt, das weiß ich, aber auch menschlich. Ich wollte merken, daß ich noch vorhanden bin. Es war wie eine Sucht. Mir ging es darum, das Leben zu erleben. Dieser Alptraum war einfach grauenhaft. Er hat mich völlig aus der Bahn geworfen, und ich mußte einfach Leben spüren.«

»Zum Glück«, sagte sie leise.

»Aber der Traum kehrte später zurück«, fuhr ich fort. »Nur habe ich ihn da besser verkraftet, obwohl der Inhalt schlimmer war. Mein Gott, wenn ich daran denke, wie ihr da gelegen habt, da bekomme ich noch jetzt eine Gänsehaut.« Das war nicht übertrieben, denn sie stellte sich plötzlich bei mir ein.

»Jeder Mensch macht mal eine derartige Phase durch, John. Das ergeht mir ebenso wie dir oder Suko.«

»Ja, das akzeptiere ich. Ich will nicht sagen, daß ich etwas Besonderes bin, aber ich habe einen Job, der aus dem Rahmen fällt. Das solltest du nicht vergessen. Diesen Alptraum setze ich in einen Zusammenhang mit meiner Dämonenjagd.«

»Ich kann dir nicht verbieten, es so zu sehen. Aber wir müssen auch vorankommen. Willst du mit Jane darüber sprechen?«

Ich war unsicher und fragte Glenda: »Was meinst du denn? Soll ich es tun?«

»Nun ja«, sie drehte sich etwas. »Ich weiß es nicht.«

»Du würdest es nicht machen?«
»Richtig. Ich würde Jane und Sarah Goldwyn auf keinen Fall verunsichern. Das bringt wirklich nur Unruhe, und die sollten wir uns nicht leisten, John.«
»Hm.«
»Was heißt das?«
»So genau kann ich es dir nicht sagen, aber es entspricht nicht meiner Überzeugung.«
»Was spricht denn dafür, daß du es ihr sagst. Du hast doch nichts Konkretes in der Hand. Keine Warnung, die bei dir einging. Du hast nur diesen Traum. Das ist alles. Darauf willst du aufbauen?«
»Hast du denn einen Vorschlag, Glenda?«
»Den habe ich.«
»Und?«
»Ich würde erst einmal abwarten. Die nächsten beiden Nächte zum Beispiel. Wenn sich der Traum wiederholt, dann sehe ich ihn nicht mehr als normal an. Aber wo würde ich versuchen, ihn einfach zu ignorieren oder zu vergessen.«
»Ja, das habe ich gehört.«
»Und was sagst du?«
Auf diese Frage erhielt sie keine direkte Antwort. »Was hast du denn heute noch vor?«
»Nichts, John. Wir haben uns ja freie Bahn gelassen.« Sie deutete zum Fenster hin. »Ein goldener Herbsttag wird es kaum werden, denn der Himmel trübt ein. Ich habe mir schon gedacht, in meine Wohnung zu fahren und dort einiges in Ordnung zu bringen. Ich muß noch Wäsche waschen und die Spülmaschine ausräumen. Alltägliche Dinge, die leider getan werden müssen.«
Ich hatte den Rest Kaffee getrunken, obwohl er bereits kalt geworden war. »Wie sieht es denn mit dem Abend aus?«
»Den habe ich mir freigehalten. Aber das weißt du ja. Mein Vorschlag, John!« Sie beugte sich nach vorn und stemmte beide Ellbogen auf den Tisch.
»Wir werden den heutigen Abend ebenfalls gemeinsam verbringen, und zwar bei mir. Du kommst, wir machen es uns gemütlich oder gehen irgendwo etwas essen. Dann werden wir die Bettschwere haben, die uns einen tiefen Schlaf beschert. Gespannt bin ich, ob du bei mir ebenfalls von diesem Alptraum befallen wirst. Sollte dem so sein, können wir Jane ja informieren. Ist das ein Kompromiß?«
»Ja, das schon.«
»Gefällt er dir?«
»Nicht hundertprozentig, aber ich bin einverstanden. In der Zwischenzeit werde ich natürlich überlegen, was dahinterstecken könnte. Es wäre auch nicht falsch, wenn ich mit Suko darüber rede,

aber das muß ich mir noch durch den Kopf gehen lassen.«

»Tu das«, sagte Glenda und erhob sich. Sie wollte damit anfangen, den Tisch abzuräumen, dagegen hatte ich etwas. »Nein, Glenda, laß das mal, das übernehme ich.«

»Also gut. Rufst du vorher an?«

»Ja, das werde ich.«

Wir standen uns gegenüber, und Glenda legte beide Hände auf meine Schultern. »Heute stehen wir nicht im Büro«, flüsterte sie und küßte mich zum Abschied so intensiv, daß mir schwindlig wurde.

»Die Ouvertüre für den Abend…«, sagte sie, als sie mich losgelassen hatte, in den Flur ging und vor dem Spiegel ihr Haar richtete. Sie nahm ihre Tasche hoch, winkte mir noch einmal zu und verschwand.

Nachdenklich blieb ich zurück. Meiner Ansicht nach nahm Glenda alles zu locker. Dieser Traum war für mich kein normaler Alptraum gewesen. Da steckte mehr dahinter, viel mehr. Jemand versuchte, auf eine hinterlistige und grausame Art und Weise Kontakt mit mir aufzunehmen.

Nur wer dieser Unbekannte war, wußte ich leider nicht. Meine Sorgen wurden nicht kleiner…

***

Das Lächeln war bereits aus Glendas Gesicht verschwunden, als sie mit dem Lift nach unten fuhr.

Wenn sie ehrlich war, hatte sie Johns Traum schon beeindruckt. Es war irrsinnig realistisch gewesen, wenn auch so fremd auf der anderen Seite. Möglicherweise hatte es auch an seiner Erzählweise gelegen, daß der Traum sie ebenfalls nicht kaltließ. Sie und Jane spielten darin eine wichtige Rolle.

Vor John hatte sie es nicht so direkt zugeben wollen. Es reichte aus, wenn er sich schwere Gedanken machte, da hatte sie ihn nicht belasten wollen.

Im Flur des Hauses verflüchtigten sich die Gedanken wieder, als Glenda den Hausmeister sah. Er kannte sie, sie kannte ihn, und der Mann lächelte Glenda an.

»Der erste erfreuliche Anblick an diesem Tag, Miß Perkins.«

»Wieso dies?«

»Na - Sie.«

»Ach, hören Sie auf. So schlimm ist es nicht. Draußen scheint sich das Wetter zu halten, wir haben Wochenende…«

»Nicht für mich, und das ist eben das Problem.«

»Was haben Sie denn?«

»Doppelten Dienst. Der Kollege aus dem Nachbarhaus ist krank geworden. Ich muß für ihn einspringen. Spaß macht mir das auch nicht. Aber man kann sich auch nicht dagegenstellen.«

»Das allerdings.«
»Ich wünsche Ihnen noch einen guten Tag oder ein schönes Wochenende, Miß Perkins.«
»Danke sehr, danke. Und arbeiten Sie nicht zuviel.«
»Werde mich bemühen.« Der Hausmeister winkte Glenda zu und schaute ihr nach, als sie das Haus verließ. Er runzelte die Stirn, und seine Gedanken drehten sich bereits um andere Dinge, die nicht mit schönen Frauen oder einem faulen Wochenende zu tun hatten. Er mußte Hecken schneiden, und diese Arbeit hielt auf.
Glenda war bereits auf dem Weg zum Parkplatz, wo sie ihren kleinen Wagen abgestellt hatte. Sie stieg ein, sah, daß die Scheiben beschlagen waren, stieg noch einmal aus und hielt bereits das Tuch in der Hand, mit dem sie das Glas von der Feuchtigkeit reinigte.
Einig Minuten später fuhr sie los. Ihr fiel ein, daß sie kaum Lebensmittel im Haus hatte. Sollte John am Abend den Weg zu ihr finden, war sie nicht mal in der Lage, ihm etwas anzubieten. Sowohl zu essen als auch zu trinken. Was ging schnell und schmeckte gut? Eine Pizza.
Auf dem Parkplatz eines Supermarkts stoppte Glenda und betrat den Laden. Sie schob den Einkaufswagen vor sich her. Die gut gefüllten Regale lockten den Käufer mit Waren aller Art, bei deren Anblick einem hungrigen Menschen schon das Wasser im Mund zusammenlaufen konnte. Glenda erging es wie vielen Käufern. Sie ließ sich verführen und kaufte mehr, als sie es eigentlich vorgehabt hatte.
Sie nahm Milch mit, einige Soßen, etwas Fleisch, auch Joghurt und Süßigkeiten.
Zwei Pizzen landeten ebenfalls im Einkaufskorb, was ihr aber zuwenig war. Glenda fuhr noch einmal zurück und verdoppelte die Menge. Sie wollte noch etwas für die nächsten Tage haben.
An der Kasse mußte sie nicht lange warten. Ein Mann nur war vor ihr. Er stank nach Schweiß und Bier, schaute Glenda mit einem stumpfen Augenausdruck an, drehte sich dann um und schob seinen Wagen, randvoll mit Alkolika, schnell weg. Ob er Angst hatte, daß sie ihm seine Wochenration abnahm?
Glenda packte alles in eine Tüte, nachdem sie bezahlt hatte, und verließ den Supermarkt. Die vier Weinflaschen hatte sie in eine Tragetasche aus Leinen gestellt. Ziemlich bepackt ging sie auf ihr Auto zu, sortierte alles ein und war froh, wieder hinter dem Steuer sitzen zu können. Ein Lächeln huschte über ihr Gesicht. Es war zwar kein tolles Mahl, was sie da anzubieten hatte, aber John war auch kein Pizzafeind. Und der Wein hatte ebenfalls seine Qualität.
Sie lächelte, als sie endlich startete. Johns Traum wollte sie einfach verdrängen. Er ging sie nichts an. Er gehörte eben zu den Alpträumen, die viele Menschen quälten. Oft lag es am Wetter, manchmal auch am

Menschen selbst, der gewisse Dinge nicht verkraften konnte, und Glenda entschied sich dafür, als sie vor einer auf Rot geschalteten Ampel hielt, daß Träume eben Schäume sind.

»Sie werden nicht eintreffen«, sagte Glenda und klopfte dabei auf den Ring des Lenkrads. »Ich glaube es einfach nicht. So einfach läuft das nicht ab. Das Muster ist viel komplizierter.« Sie startete wieder und blieb hinter einem dunkelroten Jaguar. »Außerdem hat John einen Job, der nicht spurlos an einem Menschen vorbeigeht. Mensch ist Mensch und kein Supermann. Das Unterbewußtsein spielt schon eine Rolle. Es muß sich einfach befreien.«

Damit endete ihr Selbstgespräch. Dafür schaltete sie das Radio ein und lauschte einem Kommentar.

Der Mann sprach über die Veränderungen im Maßsystem auf der Insel. Es würde ab dem nächsten Ersten wilde Rechnereien geben, denn das traditionelle Maßsystem wurde abgeschafft. Noch eine Woche lang konnten sich die Bewohner auf die alten Einheiten verlassen, dann war die Sache vorbei. Überall las man die Tips zur Umrechnung. In diesem Geschäft wurde darauf hingewiesen, und auch die Medien beschäftigten sich mit diesem Thema.

Trotz allem war die letzte Nacht herrlich gewesen, und als Glenda daran dachte, huschte ein Lächeln über ihre Lippen. In die Augen stahl sich ein gewisser Glanz. Sie hätte nichts dagegen gehabt, die Stunden in der nahen Zukunft zu wiederholen, aber sie fragte sich auch, ob John noch die innerliche Bereitschaft zeigte. Dieser Traum hatte ihn geschockt. Besonders die zweite Hälfte, und auch Glenda überkam ein Schauer, wenn sie daran dachte, was er letztendlich gesehen hatte. Jane und sie waren tot. Man hatte sie beide gefoltert und anschließend ermordet.

Sie schüttelte sich, als sie daran dachte. Dann mußte sie wieder vor einer Ampel warten, weil einige Menschen gegen etwas demonstrierten, das ihnen nicht gefiel. Glenda konnte die Worte nicht lesen, die auf die Transparente geschrieben worden waren. Sie sah nur, daß sie in roter Farbe geschrieben worden waren.

Bis zu ihrer Wohnung war es nicht mehr weit. Um so ärgerlicher, daß sie jetzt eine Zwangspause einlegen mußte, aber auch die ging vorbei. Als sie endlich wieder starten konnte, atmete Glenda auf.

Nur wenige Minuten später hatte sie das Haus erreicht, in dem sie in der ersten Etage wohnte. Jetzt begann der Balanceakt. Sie trug die Flaschen und die Tüte zur Haustür, schloß mit viel Mühe auf und betrat schließlich das Haus. Als die Tür hinter ihr zufiel, war Glenda bereits auf dem Weg zur Treppe. Jemand kochte irgendein Essen, dessen Geruch sich auch im Flur ausgebreitet hatte, wie Glenda riechen konnte.

Die Treppe kannte sie. Glenda nahm die Stufen, ohne einmal an ihrer

Tüte vorbei nach unten schauen zu müssen und blieb vor der eigenen Wohnungstür stehen.

Diesmal stellte sie zumindest die Flaschen ab. Als er ihr zu unbequem und hinderlich wurde, fand auch die Tüte ihren Platz auf dem Boden, und sie holte den Schlüssel hervor.

Es waren die typischen und völlig normalen Bewegungen, die sie immer durchführte, wenn sie das Haus und anschließend auch ihre Wohnung betrat. Nichts Besonderes, nichts, was sie gestört hätte, doch an diesem Tag war es anders.

Der Schlüssel steckte im Schloß, und Glenda hätte ihn nur noch halb herumdrehen müssen, um die Tür zu öffnen, aber sie tat es nicht. Statt dessen hielt sie inne.

Urplötzlich.

Ohne ersichtlichen Grund. Einfach aus dem Gefühl heraus.

Warum?

In ihrem Hirn begann es zu arbeiten. Ein Rädchen griff ins andere, verzahnte sich, und die Maschinerie begann zu arbeiten. Etwas stimmte nicht. Die Warnung erreichte Glenda überdeutlich. Sie spürte die Gewißheit, daß es verkehrt und gefährlich war, wenn sie jetzt die Tür öffnete und ihre Wohnung betrat. Den Grund dafür kannte sie selbst nicht. Niemand hatte ihr etwas getan, keiner wollte sie angreifen, und doch traute sie sich in diesem Moment nicht, die eigene Wohnung zu betreten.

Warum nicht?

Glenda konnte sich die Antwort auf diese Frage nicht geben. Sie schwamm irgendwie. Sie kam damit nicht zurecht. Gewisse Dinge waren eben anders. Man hatte sie gewarnt, sie hatte auch alles verstanden, doch plötzlich hatte es diesen Ruck gegeben.

Die Rädchen griffen nicht mehr. Sie drehten sich entgegengesetzt in ihrem Kopf, deshalb war sie auch durcheinander, ohne einen klaren Gedanken mehr fassen zu können. Es mochte daran liegen, daß sie sich vor dem Betreten der eigenen Wohnung fürchtete, wofür es überhaupt keinen Grund gab, denn alles war völlig normal.

Ruhig bleiben, tief durchatmen. Du darfst dich nicht verrückt machen lassen.

Das alles durchstieß ihren Kopf wie spitze Pfeile. Es war schlimm. Sie kam nicht mehr zurecht und preßte beide Hände gegen ihre Stirn, als wollte sie mit dieser Energie die Räder in ihrem Gehirn wieder in Gang setzen.

Blackout.

Ja, irgendwo hatte sie einen sekundenlangen Blackout gehabt. Jetzt war er wieder vorbei, es lief normal. Auch der Schwindel war verschwunden. Glenda stand wieder mit beiden Beinen auf dem Boden des Hausflurs, den sie ja effektiv nicht verlassen hatte, obwohl ihr das

so vorgekommen war.
Noch mal von vorn.
Der Schlüssel steckte. Sie brauchte ihn nur mehr um eine halbe Drehung zu bewegen, doch sie wartete ab.
Warum ging sie nicht in ihre Wohnung.
Die Luft saugte sie durch die Nase ein. Dann hielt sie die Augen für einen Moment geschlossen.
Hinter ihrem Rücken hörte sie etwas.
»Hallo, Glenda…«
Sie drehte sich um. Das Mädchen aus der zweiten Etage zwinkerte ihr zu. »Na, wie geht es dir?«
»Ganz gut - und dir?«
»Ich habe wieder einen neuen Freund?«
»Tatsächlich? Wie alt ist er denn?«
»Sechzehn.«
»Und du bist…?«
»Vierzehn.«
»Das paßt ja.«
»Klar, Glenda. Ich sehe ihn heute auch..« Sie hob den Arm. »Tschau, Glenda.«
»Ja, mach's gut.«
Glenda schüttelte den Kopf. Es war alles in Ordnung. Es gab keine Probleme, nur sie tat sich so verdammt schwer, normal in die Wohnung zu gehen. Das mußte doch einen Grund haben, aber sie konnte sich keinen vorstellen.
Innerlich schaffte sie endlich den Ruck, um auch die letzte Hemmschwelle zu überwinden. Sie drehte den Schlüssel, und endlich schnappte die Tür auf.
Eine leere Wohnung begrüßte sie. Glenda blieb auf der Schwelle stehen, schaute in den schmalen Flur, an dessen Ende die Tür zum Wohnraum lag, und dachte darüber nach, ob sie diese beim gestrigen Verlassen der Wohnung geschlossen hatte.
Jetzt stand sie offen, nur einen Spalt, aber immerhin. Durch den Spalt fiel Licht in den Flur. Das Licht aus dem Wohnraum, der zum Süden hin lag und die Strahlen der Sonne mitbekam. Auch jetzt stand sie am Himmel, verschwand allerdings langsam hinter dicken Wolken.
Glenda versuchte etwas, das sie rational nicht nachvollziehen konnte. Sie streckte ihre »Antennen« aus. Fühler, um sich auf einer gewissen Ebene in die Wohnung hineinzutasten, wo sie herausfinden wollte, ob sich dort etwas verändert hatte.
Nichts war zu spüren.
Du machst dich selbst verrückt, dachte sie. Es war nicht dein Traum, sondern der eines gewissen John Sinclair. Und der hat mit deiner Wohnung wirklich nicht viel zu tun gehabt.

Die Tragetasche und auch die Türe hob sie an. Es war so einfach, die Schwelle zu überschreiten, und Glenda lächelte über sich selbst. Sogar dann, als sie die Wohnungstür wieder geschlossen hatte.

Glenda Perkins lebte allein. Sie war deshalb auch die Stille in der Wohnung gewohnt. Vor der Garderobe blieb sie stehen, zog die dreiviertellange Jacke aus, hängte sie an den Haken und drehte sich um. Die Tür zur Küche war ebenfalls nicht geschlossen. Glenda schaffte die Lebensmittel hinein und stellte sie auf der Arbeitsplatte ab.

Durch das Fenster konnte sie dorthin schauen, wo die Wagen der Hausbewohner parkten. Auf manche Dächer hatte sich ein Sonnenstrahl verloren und ließ sie aussehen wie einen Spiegel.

Glenda wollte die Stille nicht mehr haben, deshalb schaltete sie das kleine Radio ein. Die Musik tat ihr gut, auch wenn es nicht unbedingt ihr Geschmack war, aber der harte Rock lenkte sie von ihren Problemen ab.

Einen Keller gab es in diesem Haus nicht. So stand auch der kleine Gefrierschrank in der Küche, unterhalb des Kühlschranks. Beide bildeten eine Einheit.

Die Pizzen verschwanden im Kühlfach. Das Fleisch und die Wurst legte sie in den Kühlschrank, die Eier fanden ihren Platz in einem Drahtkorb; blieb nur noch der Wein.

Sie nahm zwei Flaschen und stellte sie vor das Fenster und auch vor die innere Fensterbank, auf der einige Topfblumen standen, die ein ziemlich trauriges Dasein fristeten und nach Wasser lechzten.

Das schlechte Gewissen war bald wieder beruhigt, als Glenda die Pflanzen begossen hatte.

Sie stellte das leere Gefäß zur Seite, und plötzlich kam ihr der Tag ganz anders vor. Lang, zu lang.

Sie stand vor einer Mauer. Die Stunden, die vor ihr lagen, hatten sich zu dieser Wand aufgebaut, die sie kaum durchbrechen konnte.

Der Tag lag noch vor ihr. Er würde lang werden, verflixt lang sogar. Und es war nicht sicher, ob John auch kam. Sie überlegte, wie sie die Zeit überbrücken konnte, ohne zu sehr in müde Gedanken zu verfallen. Okay, sie konnte die Wohnung putzen, aber das war noch nicht nötig. Außerdem haßte sie die Putzerei.

Sich vor die Glotze hängen oder versuchen, ein, zwei Stunden zu schlafen?

Wäre auch eine Möglichkeit gewesen. Ebenso wie lesen und dabei Musik hören, die Beine hochlegen, sich entspannen, durch das Fenster schauen und den treibenden Wolken am Himmel zusehen.

Wunderbar wäre es gewesen, aber da gab es ein Hindernis. Und zwar nicht direkt unzufrieden, sie war eher nervös und unruhig. Ihre Psyche hatte noch längst nicht das Gleichgewicht erreicht.

Irgendwie mußte sie die Zeit ja herumkriegen. Für Shopping oder nur einfach in die Schaufenster gucken, fehlte ihr einfach der Nerv. Der Trubel in der City würde sie nur nervöser machen. Es war doch am besten, wenn sie im Haus blieb, trotz der Unzulänglichkeiten, gegen die sie anzukämpfen hatte.

Glenda verließ die Küche. Das Radio stellte sie nicht ab. Sie brauchte diese Musikkulisse. Wenn sie das hörte, kam sie sich nicht so allein vor.

Der Flur war nicht lang. Mit drei Schritten stand sie vor der spaltbreit offenen Wohnzimmertür.

Glenda hätte nur den Arm auszustrecken brauchen, um die Tür zu öffnen, aber diese eine Bewegung brachte sie einfach nicht fertig.

Weshalb nur?

Glenda wartete ab, den Arm etwas nach vorn geschoben, die Finger gespreizt, das Holz der Tür dicht vor Augen, aber das Hindernis war nicht die Tür an sich, sondern etwas anderes.

Wenn sie gefragt worden wäre, sie hätte es nicht sagen können, was sie nun störte. Es war auch nicht die Gegenwart eines Feindes, schließlich stand sie allein. Es war etwas anderes, mit dem sie nicht zurechtkam, das sie aber unbedingt herausfinden wollte.

Glenda runzelte die Stirn.

Sie schnupperte.

Das hatte sie nicht gewollt, sie war nur einem Automatismus gefolgt, aber genau dieses Schnuppern erwies sich als richtig, denn es drang ein Geruch in ihre Nase.

Geruch?

Ein fremder Geruch, den sie in ihrer Wohnung so noch nicht wahrgenommen hatte.

Glenda traute sich auch nicht, tief durchzuatmen, weil der Geruch sie echt störte.

Und das in ihrer Wohnung.

Wonach roch es?

Glenda blieb noch immer vor der Tür stehen. Es stand fest, daß der Geruch aus ihrem Wohnzimmer drang. Es roch nicht süß, auch nicht sauer, sondern eben anders. Als hatten sich verschiedene Varianten zu einem sehr fremden Gestank zusammengetan, der nicht von dieser Welt und auch nicht zu definieren war.

Ätherisch?

Der Begriff schoß durch ihren Kopf, Zugleich schalt sie sich eine Närrin, überhaupt an so etwas zu denken.

Aber der Eindruck blieb. Aus dem Wohnzimmer strömte ihr tatsächlich ein fremder Geruch entgegen, und sie merkte, wie sie eine Gänsehaut kriegte.

Lauerte dort etwas Fremdes?

Glenda mußte es wissen. Sie bildete sich die Dinge auch nicht ein, aber sie brauchte die endgültige Gewißheit und drückte die Tür weiter auf. Dabei holte sie tief Atem, wie jemand, der sich zu etwas Endgültigem entschlossen hatte.

Dann betrat sie das Zimmer.

In diesem Augenblick tutete das Telefon!

***

Plötzlich geschahen mehrere Dinge zugleich. Auch wenn es nur zwei verschiedene waren, hatte Glenda Perkins Mühe, sie in die Reihe zu bekommen. Alles sah ganz anders aus. Sie kam sich vor wie eine Fremde, das Wohnzimmer hatte sie geschluckt, aber es erschien ihr gleichzeitig weit entfernt, und als sie den weiten Schritt ging, den Blick dabei auf den Apparat gerichtet, bemerkte sie aus dem linken Augenwinkel den Schatten, der nahe der Wand stand und diesen Geruch abgab.

Ein Mensch?

Nein und ja.

Das Telefon tutete.

Glenda ging nicht mehr weiter, denn der Mensch oder die Person drehte sich um.

Sie sah einen grauen Körper, sie sah ein Gesicht, das von langen, ebenfalls grauen Haaren umrahmt wurde, und sie öffnete den Mund zu einem Schrei, als die Gestalt ihren Arm ausstreckte, um nach ihr zu greifen.

Der Apparat tutete noch immer.

Keine Chance für Glenda, an ihn heranzukommen. Nicht mal einen Schrei konnte sie ausstoßen, denn der andere griff zu. Es war der böse und harte Klammergriff, der sie erwischte. Sie spürte, wie ihre Füße über den Boden geschleift würden, sah noch das Gesicht der Gestalt dicht vor sich und wußte nichts damit anzufangen.

Etwas bewegte sich flatterhaft vor ihr. Dann sackte sie ab in die Bewußtlosigkeit und bekam noch aus weiter Ferne das Tuten des Telefons mit. Anschließend nichts mehr…

***

Der feine Schweiß hatte ein Muster auf meine Stirn gelegt. Ich stand neben meinem normalen Apparat, hielt den Hörer noch fest und lauschte dem Freizeichen in meinem rechten Ohr.

»Melde dich, Glenda!« murmelte ich. »Verdammt noch mal, heb endlich ab, Mädchen!«

Mein Wunsch blieb unerfüllt. Glenda war noch nicht in ihrer Wohnung angekommen, und das bereitete mir große Sorgen. Nach dem achten Signal legte ich den Hörer wieder auf. Hitzewellen durchzuckten mich. Ich schwitzte.

Vor zwei Tagen hätte ich mir keine Sorgen gemacht, heute aber sah alles anders aus. Zumindest nach dieser Nacht, in der ich von diesen verfluchten Träumen nahezu gefoltert worden war.

Träume sind Schäume - so hatte Glenda gesprochen. Da mochte sie recht haben, aber ich konnte ihr in diesem Fall nicht folgen oder wollte es auch nicht. Der Alptraum war einfach zu intensiv gewesen. Er hatte mich brutal erwischt und war bis an die Grenzen meiner Psyche gelangt. Ich machte mir Sorgen. Lächerlich. Nein, doch nicht. Die Sorgen blieben. Glenda hätte zu Hause sein müssen.

Warum war sie es nicht?

An einen Verkehrsstau wollte ich nicht glauben. Ich hatte ihr genügend Zeit gelassen. Denn zwischen ihrem Weggehen und meinem Versuch, sie anzurufen, hatte ich mit Suko über den Fall gesprochen. Er und Shao hatten sehr genau zugehört. Ich wollte ihren Rat, und beide hatten meinen Alptraum nicht einfach unter den Teppich gekehrt. Besonders Shao war davon überzeugt gewesen, daß er schon etwas bedeutete.

»Die Wahrheit?« hatte ich gefragt.

Daraufhin hatte Shao nur die Schultern gehoben und sich eine Antwort verkniffen.

Nachdenklich stand ich neben dem Telefon und schaute auf den Apparat hernieder. Als ich das Geräusch der sich öffnenden Wohnungstür hörte, wußte ich daß ich Besuch bekam. Es war Suko, der neben mir stehenblieb. Er brauchte nur meinem nach unten gerichteten Blick zu folgen, um zu wissen, was da abgelaufen war.

»Du hast Glenda angerufen, nicht wahr?«

»Ja.«

»Und sie hat sich nicht gemeldet?«

»Richtig.«

»Das sieht man dir an. Jetzt machst du dir Sorgen, daß ihr etwas passiert sein könnte.«

»Auch das stimmt. Würdest du denn anders handeln und die Dinge einfach so hinnehmen?«

Suko hob die Schultern. »Ich weiß es nicht so recht, John. Wenn wir denken Wie Polizisten, besteht eigentlich keine direkte Gefahr, weil es auch keine Hinweise gibt. Keine Spuren, keine Beweise, die Dinge liegen eben anders. Sie beruhen auf reinen Vermutungen und sind etwas weit hergeholt, denke ich.«

Sukos Aussage gefiel mir nicht. Ich fuhr heftig herum und schaute ihn an. »Wie kannst du so etwas nur sagen?«

»Das ist einfach. Ich denke logisch.«

»Vergiß es«, erwiderte ich mürrisch.

»Meine Güte, John. Du tust gerade so, als wäre Glenda ein unmündiges Kind. Sie ist gefahren, okay, aber sie kann aufgehalten

worden sein. Vielleicht hat sie jemanden getroffen, vielleicht war sie auch noch einkaufen. Sie kann auch in einem Café sitzen und mit Leuten reden. Nicht jeder geht an einem Samstag gern allein in seine Wohnung. Das Wochenende hätte ja auch anders ablaufen sollen, wenn ich dich richtig verstanden habe. Oder irre ich mich da?«

»Nein, du irrst dich nicht. Es wäre wunderbar geworden, hätte ich nicht diesen verfluchten Traum gehabt. Glenda Perkins tot, Jane Collins ebenfalls. Beide Körper waren nackt, beide Körper zeigten Schnitte, und letztendlich hat man die beiden Frauen getötet. Ich habe dir erzählt, Suko, wie klar ich diesen Traum vor mir sah. So erschreckend gegenwärtig. Ich bin wirklich einiges gewohnt, aber damit kam ich nicht zurecht.«

»Meine Meinung kennst du.«

»Ja, das weiß ich. Du siehst es nicht so arg wie ich.«

»Eben.«

Ich atmete tief ein. »Aber ich bleibe dabei. Irgend etwas stimmt nicht, Suko.«

»Sagt das dein Gefühl?«

»Ja.«

»Dann fahr hin. Das wolltest du doch - oder?«

»Sicher.«

»Soll ich dich begleiten?«

Ich zögerte einen Augenblick. »Nein, das wird wohl nicht nötig sein. Bleib du nur hier. Ich schaffe es allein. Es ist auch möglich, daß ich überspitzt reagiere und den Teufel an die Wand male.«

»Hoffentlich.«

Ich grinste schief, als ich in den Flur ging und meine Wildlederjacke vom Haken nahm. »Ja, Alter, diesmal wünsche ich, daß du recht hast und nicht ich.«

Er zwinkerte mir zu. »Wird schon klappen.«

Gemeinsam verließen wir die Wohnung. Suko ging nach links, ich steuerte den Lift.

In meinem Magen tanzten Schmetterlinge…

***

Ein Samstag in London hat auch seine Vorteile. Da ist der Verkehr nicht so dicht. Ich schaffte es in einer guten Zeit, das Haus zu erreichen, wo Glenda wohnte, und ich war sogar relativ beruhigt, als ich auf dem Parkplatz ihren Wagen entdeckte. Also konnte sie in der Zwischenzeit angekommen sein. So waren meine Sorgen bedeutungslos geworden.

Einen Schlüssel zu Glendas Wohnung besaß ich glücklicherweise, doch ins Haus kam ich nicht.

Zuvor schaute ich an der Fassade hoch, aber hinter dem Fenster in

der ersten Etage, wo Glendas Wohnung lag, bewegte sich nichts.

Lange zögern wollte ich nicht mehr und hatte beschlossen, eine andere Klingel zu drücken, doch soweit kam es nicht, denn ein junger Mann verließ das Haus. Er trug einen Jeansanzug und eine Kappe auf dem Kopf. Die Kopfhörer eines Walkmans ächzten auf höchster Stufe. Der Jüngling nahm mich gar nicht zur Kenntnis. Ich konnte meine Fuß gegen die Haustür stellen und den Flur betreten, in dem sich nichts verändert hatte. Es war ein sauberes Haus neuerer Bauart. Steintreppen führten hoch zu den vier Etagen, einen Lift gab es leider nicht. Für Jane nicht schlimm, denn sie wohnte im ersten Stock.

Ich stieg leise die Treppe hoch, und blieb vor Glendas Wohnungstür stehen. Obwohl ich den Ersatzschlüssel zwischen den Fingern hielt, setzte ich ihn nicht ein, sondern klingelte. Wenn Glenda im Haus war, wollte ich nicht wie ein Dieb in die Wohnung schleichen.

Meine Befürchtungen stiegen wieder, als Glenda sich nicht meldete.

Ein zweiter Versuch.

Nichts. Sie meldete sich auch nicht akustisch aus ihrer Wohnung. Sie blieb ruhig.

Verdammt noch mal, da stimmte was nicht. Mich konnte die Anwesenheit ihres Fahrzeugs auch nicht beruhigen. Hier war etwas abgelaufen, das mir einfach nicht gefallen konnte.

Also mußte ich doch den anderen Weg gehen. Ich schloß auf und registrierte daß die Wohnungstür nicht abgeschlossen war. Demnach mußte Glenda zu Hause sein, denn sie verließ ihre Wohnung nie, ohne sie zuvor abgeschlossen zu haben.

Verdammt, da stimmte einiges nicht. Hier braute sich etwas zusammen oder hatte sich einiges zusammengebraut. Ich drückte die Tür vorsichtig auf. Nichts störte die Ruhe, die mir aus Glendas Wohnung entgegenwehte. Die Stille umgab mich wie ein dünner Panzer. Hinter mir drückte ich die Tür wieder zu. Obwohl mir Glendas Wohnung vertraut war, kam sie mir an diesem Tag doch irgendwie fremd vor. Ich sah die Einrichtung im Flur und konnte auch gegen die Wohnungstür schauen, die nicht geschlossen war.

Im Flur blieb ich erst mal stehen. Das Wohnzimmer lag am weitesten weg. Da konnte ich später noch nachschauen. Zuvor wollte ich im Bad, der Küche und im Schlafraum nachsehen.

Diese Tür öffnete ich als erste.

Das Zimmer war leer und lag in einem Halbdunkel, weil das Rollo das helle Licht stark filterte.

Mir kam es ziemlich warm vor. Es mochte auch daran liegen, daß die Außentemperatur gestiegen war, denn der Wind hatte gedreht und wehte jetzt aus südlicher Richtung. Dem Kalender nach war der Altweibersommer zwar vorbei, aber er hatte sich im September doch ziemlich zurückgehalten und würde dafür den Oktober vergolden. So

zumindest lautete die Vorhersage.

Ich warf eine Blick in das leere Bad und in die ebenfalls leere Küche. Hier entdeckte ich Hinweise darauf, daß Glenda vor kurzem in der Wohnung gewesen war, denn auf der Arbeitsplatte lag eine Einkaufstüte. Daneben standen vier Flaschen Rotwein.

Glenda mußte es sich auf der Fahrt nach Hause noch überlegt haben und einkaufen gegangen sein.

Warum aber hatte sie die Wohnung dann wieder verlassen? Das konnte viele Gründe haben. Bei diesem Wetter stellten die Wirte ihre Tische und Stühle wieder vor die Türen. Man genoß das letzte Aufbäumen des Sommers, das war immer so gewesen. Trotzdem wollte ich daran nicht glauben.

Mein tiefstes Empfinden sprach einfach dagegen.

Blieb der Wohnraum.

Und vor seiner Tür stoppte ich.

Nicht weil ich etwas gesehen hatte, Was mir verdächtig vorgekommen Wäre, es lag einzig und allein an diesem Ungewöhnlichen Geruch, den ich nie Zuvor in dieser Wohnung wahrgenommen hatte und heute zum erstenmal roch. Es war ein fremder Geruch, der mir aber trotzdem bekannt vorkam.

Alt? Modrig? Vielleicht etwas süßlich? Trotzdem von einer schon kühlen Distanz.

Ich zerrte die Tür auf und betrat das Wohnzimmer, das ich mit kleinen Schritten durchwanderte.

Hier stimmte noch alles. Jeder Gegenstand stand auf seinem Platz. Die leichten Möbel, Sitzgelegenheiten aus Rattan, die bunten Kissen, die dem Raum einen sehr weiblichen und auch freundlichen Ausdruck gaben.

Es war nichts streng gehalten. Alles deutete darauf hin, daß hier eine Frau lebte, die sich in dieser Umgebung tatsächlich wohl fühlte.

Was tun?

Ich hatte nicht mal nach Glenda gerufen. So etwas konnte ich mir sparen. Jedenfalls war sie verschwunden, und nichts, aber auch gar nichts deutete auf eine Entführung hin. Sie schien ihre Wohnung völlig normal verlassen zu haben.

Ich hätte wieder gehen und die Dinge auf sich beruhen lassen können, wenn es nicht den mich störenden, fremden und trotzdem irgendwie bekannten Geruch gegeben hätte.

Er war da. Er ließ sich nicht wegdiskutieren, und er hatte sich gleichmäßig verteilt. Es gab keine Stelle im Zimmer, wo er stärker oder schwächer gewesen wäre. Ein Frau wie Glenda hatte ihn bestimmt nicht hinterlassen. Sie mußte Besuch gehabt haben.

Meine Überlegungen erlebten immer wieder eine Störung. Ich konnte den Traum einfach nicht vergessen, dessen Bilder sich in die

Erinnerung hineinschoben.

Glenda nackt! Glenda gefoltert! Glenda tot! Und das gleiche war mit Jane Collins geschehen!

Ein Wahrtraum? Eine Warnung vor der Zukunft, die ich trotz der Intensität nicht ernst genug genommen hatte?

Ich konnte mir selbst keine konkrete Antwort darauf geben. Zuviel schwirrte mir durch den Kopf.

Eines jedoch stand fest.

Normal war das nicht.

Jemand zog im Hintergrund die Fäden und ließ mich an der langen Leine laufen. Jemand, der sich einen satanischen Plan ausgedacht hatte, um mich endlich in die Knie zu zwingen. Er hatte mich dort getroffen, wo es mir besonders weh tat. Im menschlichen Bereich, wo wohl jeder empfindlich reagiert. Da bildete auch ich keine Ausnahme.

Er, er - immer nur er!

Aber wer? Wer hatte dieses verfluchte Netz gesponnen, in dem ich mich immer tiefer verstrickte?

Mit einem Alptraum hatte alles begonnen. Aber jetzt stand ich außerhalb des Traums. Ich war hineingeworfen worden in die Wirklichkeit. Sie sah beinahe so düster aus wie die grausamen Szenen in der letzten Nacht…

***

Jane Collins, die die Haustür aufschloß, hörte das Telefon, als sie den ersten Schritt in den Flur getan hatte.

Irgendwo im Haus erklang auch eine Frauenstimme. »Gehst du mal dran, Jane?«

»Mach, ich Sarah.« Jane stellte die drei Milchflaschen ab. Die Tür fiel hinter ihr ins Schloß. Der der Haustür am nächsten liegende Apparat stand in der Küche. Er tutete dort, und Jane unterbrach das Geräusch, indem sie abhob.

»Ja, bitte…«

Zwei, drei Sekunden geschah nichts, und Jane erfaßte schon eine gewisse Ungeduld, als sie endlich die Stimme hörte, die sehr rauh klang und zugleich neutral. »Ich spreche mit Jane Collins?«

»Wer sind Sie?«

»Sind Sie Jane?«

»Sagen Sie mir Ihren Namen, Mister, sonst lege ich auf.«

»Wenn Sie das tun, ist er tot!«

Jane war auf einiges gefaßt gewesen, aber dieser letzte Satz hatte sie doch geschockt. »Tot?« fragte sie und ärgerte sich darüber, daß sich ihre Stimme verändert hatte, so daß eine gewisse Angst darin mitklang. »Wer soll denn tot sein?«

»Noch nicht, Jane.«

»Wer, verdammt?! Reden Sie!«
»Sinclair!« flüsterte die Stimme. »John Sinclair, wenn du verstehst, Jane Collins.«
»Ja, ihn kenne ich.«
»Du kannst ihn vielleicht retten, aber nur vielleicht. Du mußt nur tun, was ich will.«
»Das läßt sich leicht sagen, aber daran glaube ich nicht so recht. Ich will wissen, was da läuft und…«
»Komm her.«
»Wohin?«
»Zu ihm.«
Jane lachte, obwohl es ihr schwerfiel. »Hören Sie, Mister, wer immer sie auch sein mögen. Ich habe keine Lust, Ihnen weiter zuzuhören. Haben Sie verstanden?«
»Ja, habe ich, Jane Collins, aber du wirst es bereuen.«
»Unsinn!« Plötzlich war sie wütend geworden und unterbrach die Verbindung. Zugleich aber schoß ihr durch den Kopf, daß sie möglicherweise einen Fehler begangen hatte. Es war nicht besonders klug gewesen, dem anderen das Wort abzuschneiden. Vielleicht hatte er nicht geblufft und sich John tatsächlich geholt.
War er tot?
Jane kriegte bei diesem Gedanken eine Gänsehaut. Sie starrte das Telefon an und hoffte, daß sich der Unbekannte noch einmal meldete. Das aber tat er nicht.
Jane hörte sich selbst tief einatmen. Dann hörte sie Lady Sarah, die Horror-Oma. Sie kam die Treppe herab. Der Weg führte sie in die Küche, wo Jane ziemlich verloren stand und so aussah, als wäre sie vom Regen in die Traufe geraten.
»He, was ist denn nur los mit dir?«
Sehr langsam drehte sich Jane Collins um. Beinahe verloren schaute sie Sarah an.
»Mein Gott, du bist ja ganz blaß. Was ist denn überhaupt passiert? Hängt es mit dem Anruf zusammen?«
Die Detektivin nickte. »Ja - und ich glaube, einen Fehler gemacht zu haben.«
»Und welchen?«
Jane blickte Sarah direkt an. »Ich hätte nicht auflegen und ihn statt dessen hinhalten sollen.«
Es gefiel der Horror-Oma nicht, wie das Gespräch lief. »Himmel, was hast du denn getan?«
»Jemand hat angerufen«, murmelte Jane. »Eine Person, die ihren Namen nicht genannt hat.«
»Mann oder Frau?«
»Mann, denke ich, obwohl seine Stimme nicht eben männlich klang,

sondern irgendwie neutral. Aber ich denke schon, daß es ein Mann gewesen ist. Und der erzählte mir, daß etwas mit John ist.«

»Was denn?«

»Daß er tot ist. Oder so gut wie tot. Und daß es an mir liegt, ihn zu retten.«

Sarah schluckte. Diese Nachricht hatte sie überrascht. Sie wurde blaß im Gesicht, ihre Nervosität wuchs, was sich daran zeigte, daß sie mit ihren Ketten spielte, die sie um den Hals trug.

»Ein Bluffer?«

Jane hob die Schultern.

Sarah deutete auf das Telefon. »Das kannst du leicht herausfinden, indem du bei John anrufst. Los, versuche es! Oder soll ich das für dich übernehmen?«

Jane räusperte sich den Hals frei. »Nein, nein, laß das mal. Ich habe mit diesem Unbekannten gesprochen, und er hat auch nach mir gefragt. Ich werde bei John anrufen.« Sie schüttelte den Kopf.

»Nach einem Bluff hat sich das nicht gerade angehört. Da bin ich ehrlich, Sarah. Ich befürchte, daß unser Freund in Schwierigkeiten steckt. Mal schauen, ob es sich bewahrheitet.« Jane war nervös, das gab sie zu, das war auch zu sehen, denn ihre Finger zitterten, als sie die Zahlen eintippte. Auf ihrer Stirn hatte der Schweiß einen feuchten Film zurückgelassen, und sie atmete erst auf, als sie feststellte, daß Johns Anschluß nicht besetzt war. Es läutete durch, doch niemand hob ab.

Schließlich legte Jane Collins auf und wandte sich an Sarah Goldwyn. »Er ist nicht in seiner Wohnung.«

»Ja, akzeptiert. Wir haben Wochenende. Für dich sollte es noch lange kein Grund sein, in Panik zu verfallen.«

»Das tue ich auch nicht.«

»Dann ruf bei Shao und Suko an.«

»Du wirst lachen, aber das hatte ich gerade vor.« Sie tippte Sukos Nummer ein. Dort meldete sich jemand, es war Shaos Stimme, aber sie sprach vom Band, denn die beiden hatten den Anrufbeantworter eingeschaltet. Jane hörte nicht erst das Band ab, sondern schaltete das Handy aus.

»Nicht da, verdammt!«

»Und was machst du jetzt?«

Jane nagte auf der Unterlippe. »Weit sind sie bestimmt nicht. Denke ich mir mal. Ich werde hinfahren. Einen Schlüssel von Johns Wohnung habe ich. Ich muß mich einfach davon überzeugen, ob sich der Anrufer nur einen üblen Scherz erlaubt hat oder ob er die Wahrheit sagte. Jedenfalls hat er es geschafft, mich zu beunruhigen.« Sie wischte die Handflächen an der dunklen Cordhose ab.

»Mein Gefühl spricht dagegen. Ich glaube einfach nicht an einen

Scherz, Sarah.«
»Was macht dich so sicher?«
»Die Stimme, Sarah.« Jane stieß sich von der Arbeitsplatte ab und begann eine Wanderung durch die kleine Küche. Sie hatte dabei den rechten Zeigefinger ausgestreckt und bewegte ihn auf und ab.
»Es ist die Stimme gewesen, Sarah, die Stimme. Sie hat sich schrecklich angehört. Nicht schrecklich im eigentlichen Sinne. Ich weiß nicht, wie ich dir das genau sagen soll. Jedenfalls klang sie so, sicher und zugleich wenig menschlich, wenn du verstehst.«
»Nein, das verstehe ich nicht.«
»Ich hatte zunächst den Eindruck, als käme die Stimme vom Band, aber das war nicht der Fall. Dieser Anrufer hat schon live mit mir gesprochen.« Sie unterbrach ihre Wanderung, hob die Schultern und schaute durch das Fenster hinein in den Vorgarten, dessen allmählich herbstliches Aussehen von Sonnenstrahlen gebadet wurde. »Aber sie war echt, nur klang sie so neutral oder wie bei einer Person, die es nicht gewohnt ist, immer zu reden.«
»Bringt uns das weiter.«
Jane drehte sich wieder um. Das herbstlich schöne Bild verschwand vor ihren Augen, aber sie hatte es sowieso nicht richtig wahrgenommen. »Nein, ich glaube nicht, daß es uns weiterbringt. Ich wollte dir nur meine Empfindungen darlegen.«
»Das ist auch gut, Jane.«
»Ich fahre zu John. Ich muß es wissen, Sarah. Du bleibst hier und hältst Stallwache. Wenn ich bei ihm bin, rufe ich dich an. Sollte sich der Unbekannte noch einmal melden, weißt du sicherlich, was du zu tun hast.«
»Klar, ich werde ihn hinhalten.«
»Sehr gut.« Jane verließ die Küche und holte den Staubmantel vom Haken. Die Handtasche, in der ihre Pistole steckte, nahm sie ebenfalls mit. Johns Wohnungsschlüssel hing an ihrem Bund. Zuletzt setzte sie die Sonnenbrille auf und öffnete die Haustür.
Sarah begleitete sie nach draußen. Herrlich waren die warmen Strahlen der Sonne. Ein wunderschöner Samstag, denn der Sommer hatte noch einmal zurückgeschlagen.
Sarahs Stirn war umwölkt. Sie schaute der Detektivin nach, wie sie zum Golf ging und einstieg.
Zwar hatte Lady Sarah mit dem Anruf er nicht persönlich gesprochen, aber ihre Sorgen konnte sie nicht unterdrücken. Sie malten sich auf dem Gesicht ab.
Bevor Jane Collins startete, winkte sie der Horror-Oma aus dem Wagen noch einmal zu.
Sarah lächelte verklemmt, denn sie hoffte, daß es nicht das letzte Winken gewesen war, das sie von Jane Collins gesehen hatte…

***

Janes Hände waren schon feucht als sie das Lenkrad umklammerten: die Sorgen wuchsen von Sekunde zu Sekunde. Durch den Kopf der Detektivin sägte die Stimme des Anrufers wie eine atmosphärische Störung. Sie bekam sie einfach nicht aus ihren Gedanken heraus. Immer wieder wurden die Worte wiederholt, und die Sorgen um ihren Freund, den Geisterjäger, wuchsen. Es war nichts passiert, zumindest hatte sie nichts gesehen oder erlebt, trotzdem spürte sie, wie sich die Furcht in ihr immer mehr verdichtete und zu einem regelrechten Klumpen wurde, der wie ein Stein in ihrem Magen lag. Schwer und unverdaulich.

Diese Stimme hatte sich nicht so angehört, als wäre mit dem Anrufer zu spaßen gewesen. Sie war kalt gewesen, zugleich neutral, aber auch böse und hinterlistig.

Wer war er gewesen?

Jane zwinkerte mit den Augen, was allein an den Lichtverhältnissen lag, denn der Sonnenschein suchte sich seine Lücken durch das Blattwerk der Bäume und bemalte die Frontscheibe des Golfs mit mehr oder weniger hellen und dunklen Flecken. Als sie an der Botschaft der Vereinigten Staaten vorbeifuhr und einen Blick nach links warf, sah sie jenseits der parallel zueinander laufenden »Park Lane«-Fahrspuren das satte Grün der Bäume. Sie sah auch die zahlreichen Erholungssuchenden, die dieses Wetter ausnutzten, um ein paar sonnige Stunden im Hydepark zu verbringen. Das hätte sie auch gern getan. Ein letztes Picknick im Grünen. Lachs essen, Champagner trinken oder sich an Bier und Sandwiches erfreuen.

Das klappte nicht. Sie mußte es sich abschminken und bog dann in die Mount Street ein.

Es war eine der zahlreichen kleinen Straßen, wie es sie in Mayfair zuhauf gab, und sie wunderte sich plötzlich, daß sie in einen Stau geriet. Zumindest fuhr ihr Vordermann langsamer, und sie sah auch bald die Bremslichter aufglühen.

Auch sie ging vom Gas. Wenig später mußte sie bremsen und anhalten. Es ging nicht mehr weiter, alle Fahrzeuge standen - in beiden Richtungen.

Einige Fahrer hatten ihre Autos verlassen und waren dort stehengeblieben, wo sie mehr sehen konnten. Auch Jane hielt nichts mehr in ihrem Fahrzeug. Sie öffnete die rechte Fahrertür, verließ den Golf und blieb für einige Sekunden neben dem Fahrzeug stehen. Obwohl sie den Hals reckte, war nichts zu erkennen. Wenn sie etwas sehen wollte, mußte sie es wie die anderen Fahrer machen und in der Straßenmitte stehenbleiben.

Vielleicht hatten die Menschen aufgrund des wunderschönen Wochenendwetters gute Laune gehabt, die aber war ihnen jetzt

vergangen, und auch Jane ärgerte sich, als sie sah, weshalb sich dieser Stau gebildet hatte. Etwas lag quer auf der Fahrbahn, nahm die gesamte Breite ein sowie die Gehsteige.

Die Detektivin hörte die anderen Fahrer schimpfen und sich darüber wundern, daß ein gefallener Baumstamm die Weiterfahrt unmöglich machte. Er lag quer auf der Fahrbahn und würde ohne Hilfsmittel nicht weggeschafft werden können.

Die Fahrzeuge der Stadt waren noch nicht zu sehen. Nur ein Polizeiwagen stand hinter dem Baumstamm geparkt. Das Licht auf seinem Dach drehte sich. Die Straße war gesperrt. Man konnte nicht mal wenden.

Einige Fahrer stiegen wieder ein. Zwei Kinder, die ebenfalls ausgestiegen waren, beschwerten sich lauthals bei ihren Eltern. Sie wollten unbedingt zu einem Spielplatz.

Jane hob die Schultern. Es brachte nichts, wenn sie jetzt durchdrehte, sie mußte sich einfach in das Schicksal fügen. Sie schaute über die anderen Autodächer hinweg. Der Baumstamm lag noch immer quer über der Straße. Die Polizisten langweilten sich. Einer war auf den Gehsteig getreten und sprach in sein Handy.

Jane stieg wieder ein.

Und plötzlich hockte sie unbeweglich. Im selben Augenblick ärgerte sie sich, die Tür zugezerrt zu haben, denn auf dem Nebensitz sah sie eine Gestalt.

Wegen ihrer Größe hockte sie geduckt da, schaute Jane an, die von der bösen Überraschung voll getroffen war und zuerst nicht wußte, was sie tun sollte.

Sie starrte in ein Gesicht, das sie noch nie zuvor gesehen hatte, aber sie kam nicht mehr dazu, sich diesen Ausdruck einzuprägen, denn eine große gespreizte Hand nahm ihr plötzlich die Sicht. Vor ihren Augen wurde es dunkel. Jane wollte die Hand zur Seite schlagen, aber der andere war schneller.

Jane spürte sie in ihrem Gesicht. Kalte Finger bewegten sich und griffen zu.

Etwas raubte ihr den Atem.

Sie konnte nicht mehr schreien, merkte noch, daß sie trampelte, dann aber kamen die Schatten über sie und zerrten sie hinein in das große Gefängnis.

Die plötzliche Dunkelheit trieb sie weg. Nur einmal noch hatte sie das Gefühl, in die Höhe zu steigen, durch das Autodach zu segeln und wegzufliegen.

Wohin, das wußte sie nicht.

Alles war vorbei.

***

Ich befand mich noch immer in Glendas Wohnzimmer, stand aber nicht mehr, sondern hatte mich in einen der Sessel gesetzt. Mein Gesicht war lang und länger geworden, und tief in meinem Innern wußte ich genau, daß ich den Satz eines mir noch unbekannten Spiels verloren hatte. Ich wußte nicht, wie es laufen würde.

Ich kannte weder den Beginn, noch den Fortlauf, ich ging nur davon aus, daß Glenda Perkins entführt worden war. Wer dahintersteckte, war mir ein Rätsel, aber meine Gedanken kehrten immer wieder zu diesem Alptraum zurück.

Ich hatte beide gesehen - Jane und Glenda. Beide waren nackt gewesen. Beide hatte man gefesselt.

Beide waren nicht in der Lage gewesen, sich zu befreien, und beide hatten sich ihrem übermächtigen Gegner geschlagen geben müssen.

Wohin sollte das Laufen? Wie sollte das noch alles enden? Ich kam nicht mehr zurecht, aber die Erinnerung an meinen Traum blieb.

Zwei Frauen - Glenda und Jane!

Natürlich. Wenn es etwas gab, das mich unter Umständen weiterbringen konnte, dann mußte ich mich mit Jane Collins in Verbindung setzen und bei Sarah anrufen.

Ich ärgerte mich ein wenig darüber, daß mir nicht sofort die Idee gekommen war, schnappte mir das Telefon, stellte es auf meinen Schoß und tippte Sarah Goldwyns Nummer ein.

Die Horror-Oma meldete sich so schnell, als hätte sie nur darauf gewartet, angerufen zu werden.

Und ich bekam mit, wie erleichtert sie war, als sie meine Stimme hörte.

»Toll, daß du anrufst, John.«

»Ähm - wieso?« Ich war etwas durcheinander.

»Ist Jane bei dir?«

»Wie meinst du das?«

»Sie wollte ja anrufen, sobald sie bei dir eingetroffen ist.«

»Sorry, Sarah, aber sie ist nicht hier.«

»Ach - nicht?«

»Nein. Außerdem bin ich nicht in meiner Wohnung, sondern bei Glenda Perkins.«

»Ach. - Wieso?«

Ich merkte, wie mein Herz schneller schlug und wollte mich durch einen tiefen Atemzug beruhigen.

»Nimm es einfach hin, Sarah, daß ich bei ihr bin. Ich möchte von dir nur erfahren, weshalb Jane zu mir wollte. Ich hätte sie nämlich auch gern gesprochen, und deshalb rufe ich an. Es laufen da Dinge, von denen ich einfach zuwenig weiß, die allerdings Jane, Glenda und mich unmittelbar betreffen.«

»Dann hat mich mein Gefühl nicht getrogen«, flüsterte Sarah.

»Welches Gefühl?«

»Spielt nun keine Rolle mehr, John. Ich will dir sagen, weshalb Jane dich aufsuchen wollte.«

Sarah Goldwyn gehörte zu den Frauen, die verdammt viel erlebt und durchgemacht hatten. Deshalb behielt sie auch die Nerven, als sie mir mit ruhiger Stimme schilderte, was nun bei ihr abgelaufen war. Der geheimnisvolle Anrufer hatte Jane aus dem Haus gelockt, indem er mich ins Spiel gebracht hatte. Sie war zu mir unterwegs, und Sarah fragte genau das, was ich an ihrer Stelle auch getan hätte.

»Glaubst du denn, daß Sie bei dir angekommen ist?«

»Ich weiß es nicht.«

»Bitte, John, sei ehrlich.«

»Ich bin ja nicht da. Da wird sie so schlau gewesen sein, bei Shao und Suko vorbeizuschauen. Bleib in der Nähe deines Telefonapparates, ich werde dort anrufen.«

»Gut.«

Allmählich wuchsen mir die Sorgen über den Kopf, obwohl ich noch nicht wußte, wie sich die Dinge entwickelten. Ich kam mir vor wie in einer Zange steckend, die sich immer mehr zudrückte und mich irgendwann zerquetschen würde, wenn ich keinen Gegendruck ausübte.

Bei Suko meldete sich zwar Shao, aber die Stimme klang vom automatischen Beantworter.

Pech.

Ich versuchte es bei mir, denn Jane hatte, das wußte ich von Sarah, meinen Wohnungsschlüssel mitgenommen. Nach dem vierten Durchläuten gab ich es auf, denn niemand meldete sich.

Jane war noch nicht da. Sie hätte aber längst angekommen sein müssen, denn so weit war die Strecke beileibe nicht, und um diese Zeit hielt sich der Verkehr in Grenzen.

Ziemlich mutlos wählte ich wieder die Nummer von Sarah Goldwyn. Als ich mich meldete, wußte sie bereits Bescheid. »Alles negativ, nicht wahr?«

»Leider.«

»Ich hörte es deiner Stimme an, John.« Sie atmete tief durch. »Und wie soll es jetzt weitergehen. Hast du vielleicht eine Idee?«

»Überhaupt nicht. Als einzigen Anhaltspunkt habe ich meinen Alptraum, der sich…«

»Bitte?« unterbrach sie mich.

»Sorry, Sarah, aber es hat keinen Sinn, ihn dir jetzt in allen Einzelheiten zu erklären. Es steht fest, daß Jane und Glenda verschwunden sind. Jemand, den ich wahrscheinlich kenne, auf dessen Namen ich aber nicht komme, hat sie geholt. Ich muß damit fertig werden, und ich muß auch eine Möglichkeit finden, sie zu

befreien.«

Sarah schwieg. Das kam bei ihr nicht oft vor. Den Grund kannte ich. Sie war entsetzt. Schließlich hatte sie sich gefangen und fragte: »Kann es sein, daß dieses ganze böse Spiel als eine persönliche Rache gegen dich gerichtet ist?«

»Ja, das habe ich auch schon gedacht.«

»Soll ich dich fragen, wer dahinterstecken könnte?«

»Nein, laß es lieber bleiben, Sarah. Ich komme ja selbst nicht damit zurecht. Es gibt zu viele Personen, die mich lieber tot als lebendig sehen.«

»Keine Idee, John?«

»Im Augenblick nicht. Es ist nur der Geruch, der mich umgibt. Er erinnert mich an etwas. Leider weiß ich nicht, an was. Zumindest im Augenblick nicht. Ich hoffe nur, daß es mir rechtzeitig genug wieder einfällt. Dann sehen wir weiter.«

»Dann weißt du auch nicht, was du jetzt unternehmen willst - oder?«

»Nein, ich bin ehrlich. Ich weiß es nicht. Ich werde aber in Glendas Wohnung bleiben, hin und wieder telefonieren und so versuchen, Suko und Shao zu erreichen.«

»Kann ich dir irgendwie helfen, John?«

»Ich wollte, du könntest es, Sarah, aber es sieht nicht gut aus, da bin ich ehrlich.«

»Okay, John, okay.« Sie sprach wie eine junge Frau. »Du packst es schon. Irgendwie hast du es immer gepackt.«

»Ja, das hoffe ich auch.« Dann legte ich auf.

***

»Das gefällt mir alles nicht«, sagte Shao, die am Fenster stand und hinausschaute.

»Denkst du, es gefällt mir?«

»Und wir können nichts tun?«

»Nein«, sagte Suko.

Shao drehte sich um und schaute auf die Uhr. »Ich wollte eigentlich noch etwas besorgen. Willst du mit zum Einkaufen?«

Suko überlegte. Fast war es zum Lachen. Aus einer dämonischen Welt war ein Angriff gestartet worden, und sie beide unterhielten sich über das Einkaufen. Aber es gehörte nun mal zum Leben.

Suko nickte schließlich. »Ja, ich werde mitgehen.«

Shao lächelte. Sie freute sich darüber, nicht allein gehen zu müssen. Sie war schon ein wenig nervös geworden. Die Tür zum Schlafzimmer zog sie nicht normal auf, sondern behutsam. Und Shao schielte erst in den Raum, um sich zu überzeugen, daß er auch leer war.

Er war es.

Suko wartete im Wohnzimmer. Er stellte den Anrufbeantworter ein.

Das tat er immer, wenn er und Shao nur kurze Zeit außer Haus waren. Auch ihm gefiel die Entwicklung der Dinge nicht, obwohl von einer normalen Entwicklung nicht gesprochen werden konnte. Hier befand sich etwas im Dunkeln, das auf sie zukam, von dem aber nichts zu merken war. Ein unsichtbares Seil spannte sich bereits um ihre Hälse und würde bald zugedreht werden.

Wen sollte es treffen? An erster Stelle natürlich John Sinclair. Aber er und Suko waren Partner. Der eine war für den anderen da, wenn es gefährliche Situationen gab. Zwar war noch keine gefährliche Lage entstanden, aber es drängte etwas auf sie zu, und Suko wußte nicht, was er unternehmen sollte.

Shao kehrte zurück. Sie trug eine helle Bluse mit einem spitzen Ausschnitt. Der Stoff schimmerte cremefarben. Er paßte zur blauen Jeans. Das Lächeln wirkte gezwungen.

»Können wir?« fragte Suko.

»Sicher.«

Er schaute sie an. »Wohl ist dir dabei nicht - oder?«

Suko hatte eine Antwort erwartet, aber Shao sagte nichts. Sie sog nur die Luft ein und schnupperte wie ein Tier, das eine in der Nähe liegende Gefahr witterte.

»Was hast du?«

»Ich weiß nicht, Suko«, murmelte Shao. Sie drehte sich uni die eigene Achse und konzentrierte sich noch immer auf ihre Nase. »Irgend etwas gefällt mir da nicht. - Riechst du es nicht?«

»Nein«, sagte der Inspektor zögernd, »noch nicht.«

»Dann komm mal näher.«

»Okay.« Suko ging auf seine Partnerin zu. Er tat dies mit langsamen Schritten und war stets auf der Hut, obwohl keine Gefahr zu entdecken war.

Shao schaute ihm entgegen. Suko sah ihr Gesicht. Die Veränderung darin war radikal und abrupt, da malte sich der Schrecken ab. Sie riß den Mund auf, und die Stimme kippte über, als sie »Vorsicht!« brüllte.

Suko blieb stehen.

Shaos Arm schnellte vor, zugleich auch der ausgestreckte rechte Zeigefinger. »Hinter dir!«

Suko fuhr herum. Gleichzeitig sackte er in die Knie. Er sah den riesigen Schatten mit dem schrecklichen und verwüsteten Gesicht, und er sah, wie etwas auf ihn zuraste.

Was es war, erkannte er nicht. Es war groß, dunkel und auch ungemein wuchtig.

Suko riß noch die Arme hoch, leider zu spät. Der Schatten war schneller, und dann wußte er nichts mehr.

Shao mußte zusehen, wie ihr Partner zusammensackte, und sie wußte auch, daß sie als nächste an der Reihe war. Die Chinesin hatte

noch einen geringen Zeitvorteil, und den wollte sie ausnutzen. Sie war sehr schnell und beweglich. Jagte zurück, wobei sie der Gestalt kaum einen Blick zuwarf, die sich urplötzlich im Wohnraum manifestiert hatte. Sie hatte nur einmal kurz hingeschaut und festgestellt, daß sie ihr unbekannt war, aber das nutzte auch nichts.

Zwar gelangte sie bis vor die Schlafzimmertür, da aber war die Flucht beendet.

Eine kalte Kralle bohrte sich in ihren Nacken. Shao, die bereits nach der Klinke griff, wurde zurückgezerrt und faßte deshalb ins Leere. Sie sah nicht, wer hinter ihr stand, denn der andere drehte sich nicht um.

Dafür wuchtete er sie vor.

Shao fegte durch den Flur. Sie sah die Wand auf sich zukommen. Schnell, verdammt schnell, zu schnell!

Mit einer vom Reflex diktierten Bewegung riß sie noch die Arme in die Höhe, dann prallte sie wuchtig gegen das harte Hindernis. Den Kopf konnte sie nicht mehr ganz zur Seite drehen.

Sterne sprühten vor ihren Augen. Bewußtlos wurde sie nicht, aber etwas Kaltes überfiel sie. Es war ein Schatten, den sie nicht sah. Sie fiel und fiel. Das Loch war unendlich, ein tiefer Krater tat sich vor ihr auf, der sie schluckte.

Tiefer, noch tiefer.

Dann kam das Aus.

Shao lag ebenso bewegungslos auf dem Boden wie ihr Partner Suko. Der Unheimliche lächelte. Er war zufrieden. Lautlos huschte er in den Wohnraum, überzeugte sich auch hier von seinem Erfolg und huschte wie ein Geist so lautlos davon, wie er gekommen war…

***

Dunkelheit. Unendlichkeit. Keine Grenzen. Ein vom Geist gelöster Körper, ein Körper, der sich vom Geist gelöst hatte.

Alles kam zusammen. Die normale Welt hatte ihr Gefüge verloren. Es existierten keine Grenzen mehr, keine Hindernisse und deshalb nichts, was die beiden Frauen festhielt.

Sie trieben dahin, und sie waren unabhängig voneinander in die Fänge eines Unbekannten geraten, aber sie erlebten das gleiche und durchlebten die gleichen Empfindungen.

Nur Empfindungen, denn das Denken war ausgestellt. Sie glichen Maschinen, an dessen Motorik jemand gedreht hatte, um sie auszustellen. Jetzt trieben sie dahin, steuerlos, ohne sich selbst lenken zu können. Andere Kräfte hatten sie übernommen und irgendwo hineingezerrt in eine andere Dimension, die mit einer dichten Dunkelheit gefüllt worden war, in der sich nichts abzeichnete.

Keine Konturen, keine Schatten. Es war alles völlig gleich, schwarz und grau.

Trotzdem waren sie noch Menschen geblieben und keine Geister. Sie konnten denken, überlegen, sich erinnern, aber gesehen im eigentlichen Sinne des Wortes hatten sie nichts.

Keine Gestalt, die sie hätten exakt beschreiben können. Der Unbekannte war einfach bei ihnen gewesen. Blitzartig war er über sie hergefallen. Er hatte zugepackt und sie in seine unendliche Welt geholt.

Wirklich unendlich? Oder gab es Grenzen? Würden sie für alle Zeiten Gefangene sein?

Diese Gedanken hätten automatisch kommen müssen, und sie wären auch sicherlich wie eine Qual über sie hergefallen, was jedoch nicht eintrat, denn die Reise dauerte nicht so lange. Sie brach plötzlich ab, den vor den beiden Treibenden löste sich die Finsternis auf. Dabei verwandelte sie sich in einen grauen Wirbel. Nebelspiralen drehten sich wild durcheinander, nahmen ihnen trotzdem die Sicht, aber die Hoffnung blieb immerhin bestehen, daß ihre unerklärliche und wundersame Reise durch eine fremde Welt ein Ende gefunden hatte.

Es stimmte. Beiden kam es vor, als würden sie auf dem Boden landen. Sie spürten einen leichten Druck im Rücken, der sie nach vorn schob, und dann war alles anders. Es wurde wieder normal, denn sie hatten einen Kontakt mit dem Boden gefunden.

Jane Collins und Glenda Perkins standen auf den eigenen Füßen!

Getrennt hatte man sie geholt, aber zusammen nahmen sie die Eindrücke dieser neuen Umgebung wahr. Dabei hatte die Zeit keine Rolle mehr gespielt, denn sie war geschrumpft und gleichgemacht worden.

Jane rührte sich zuerst. Sie bewegte ihre Augen. Sie spürte, daß sie nicht allein war, aber sie hatte die Person noch nicht gesehen, die rechts neben ihr stand.

Jane drehte sich um.

In der Bewegung erwischte sie die Stimme der anderen, die ebenso überrascht klang, wie Jane Collins es war.

»Du, Jane?«

»Glenda?«

Keine konnte mehr sprechen. Die Überraschung hatte ihre Stimmbänder gelähmt. Sie starrten sich an. Auf ihren Gesichtern lief die Skala der Gefühle und Empfindungen von oben nach unten ab. Sie kamen mit gewissen Dingen nicht mehr zurecht, auch wenn sie jetzt in dieser fremden Welt standen und sich anstarrten.

Glenda hob zögernd ihre Hand. Sie tat es wie jemand, der erst kontrollieren wollte, ob die Person, die sie sah, auch tatsächlich vor ihr stand.

Jane Collins hatte die gleiche Idee gehabt. So blieb es nicht aus, daß sich beide Hände auf halber Strecke trafen und jede das Zittern der

anderen spürte.
»Warum?«
Glenda hob die Schultern. »Ich weiß es nicht, Jane. Ich habe keine Erklärung.«
»Und wer?«
»Das weiß ich auch nicht. Ich komme nicht mehr zurecht, Jane. Mich hat es plötzlich erwischt.«
»Wo?«
»In meiner Wohnung.«
Jane lächelte bissig. »Und mich kriegte man im Auto zu fassen. Da war jemand, den ich nicht sah, der plötzlich bei mir war…«
»Ein Schatten?«
Glenda nickte. »Stimmt. Es war ein Schatten. Er tauchte urplötzlich auf, ich habe ihn weder gesehen, noch gehört, nur gespürt, und da ist es leider zu spät gewesen. Plötzlich war das Zimmer nicht mehr vorhanden. Die Wände verschwanden, die Möbel, ich selbst wurde angesaugt und hineingedrückt in die Finsternis.«
Das konnte Jane Collins nur bestätigen. Sie dachte gleichzeitig einen Schritt weiter. »Es muß einen Grund geben, Glenda. So etwas geschieht nicht zum Spaß…«
»Bestimmt nicht.«
Die Detektivin hatte den Unterton in der Stimme nicht überhört. »Dann weißt du mehr?«
»Nein!« wiegelte Glenda sofort ab. »Nein, eigentlich nicht. Aber ich kann es mir denken. Es hängt möglicherweise mit John Sinclair zusammen, der durch einen Alptraum geschockt worden war.«
Jane Collins bekam große Augen. »Moment mal, Glenda, immer der Reihe nach.« Sie sprachen jetzt völlig normal und hatten ihre unheimliche Umgebung vergessen. »Das kann doch nicht hinkommen. Da ist irgend etwas falsch gelaufen.«
»Warum?«
»Weil du besser informiert bist als ich.«
»Das stimmt«, gab Glenda zu. »John hat mir von seinem Alptraum erzählt.« Das stimmt auch, nur wollte Glenda nicht sagen, wie, wenn und wo er es getan hatte. Sie wollte kein Öl ins Feuer gießen und berichtete in möglichst knappen Sätzen, ohne sich emotional zu engagieren, von dem, was sie wußte.
Jane Collins hörte interessiert zu, und Glenda war froh, daß sie keine Nachfragen stellte. Sie nahm es hin, daß John seiner Sekretärin den Alptraum erzählt hatte. Vielleicht ahnte sie auch etwas, aber diese Umgebung war einfach nicht die richtige, um irgendwelche Eifersüchteleien auszutragen.
Statt dessen zog Jane ein Fazit, über das Glenda auch schon nachgedacht hatte. »Jetzt, wo wir wissen, daß wir leben, sollten wir

überlegen, wo wir sind und wie wir wieder hier herauskommen.«

»Aus eigener Kraft sicherlich.«

»Da hast du recht.«

»Darf ich dich noch mal an den Alptraum erinnern?«

Jane legte den Kopf schief. »Willst du darauf hinaus, daß er sich bewahrheiten könnte?«

»Ich befürchte es.«

Die Detektivin drehte sich um. Sie schaute, ohne etwas zu sehen. Ihre Gedanken waren ebenso grau wie die Dunkelheit, die sie umgab, und sie suchte nach einem Argument, das Glendas Bemerkung entkräftete.

Schließlich sagte sie zu der Sekretärin gewandt: »Man treibt ein Spiel mit uns. Ein böses, teuflisches, hinterlistiges Spiel. Was wir erleben, ist kein Traum, sondern die Wirklichkeit. Keiner von uns ist in der Lage, das Spiel zu durchschauen. Fest steht nur, daß wir entführt worden sind. Aber wer hat es getan, Glenda, wer?«

»Ich kenne die Person oder Unperson nicht. Ich habe ebensoviel gesehen wie du.«

»Richtig. Nichts gesehen. Er war plötzlich da. Er war wie ein Schatten. Wie der Bote aus einer anderen Welt. Ein böser Geist, dem wir nichts getan haben. Zumindest sind wir uns dessen nicht bewußt. Ich frage mich mittlerweile auch, ob es überhaupt um uns geht oder um einen gewissen John Sinclair?«

Jane überlegte kurz. »Du denkst, daß man uns als Druckmittel gegen ihn einsetzen will?«

»Wäre doch möglich - oder?«

»Ich weiß es nicht«, murmelte Jane. Ihr fiel ein, wie oft sie diese Antwort schon gegeben und auch an sie gedacht hatte. Es paßte ihr nicht, daß es kein Voran gab, sondern immer nur ein Zurück. Sie selbst konnten nichts tun, sie steckten fest. Der einzige, der eine Chance gehabt hätte, war eben John Sinclair, nur befand er sich nicht in der Nähe.

»Und wo wir sind, wissen wir auch nicht. Irgendwo macht mich das verrückt.«

»Wir sollten warten, Jane.«

»Du hast gut reden. Auf was?«

»Er wird kommen!« behauptete Glenda. »Dessen bin ich mir sicher.«

»Meinst du den Schatten?«

»Ja, wie auch immer. Ob Schatten oder Gestalt. Er wird sich uns zeigen. Er will seinen Triumph auskosten.«

»Und es wird möglicherweise das eintreten, was John in seinem Traum gesehen hat«, vervollständigte Glenda den Satz und fing an, sich unwohl zu fühlen. Kalt lief es ihr über den Rücken. Sie hatte Jane das Bild nur beschrieben. Zwar hatte sie es selbst nicht erlebt und durchlitten, aber nach dem Bericht des Geisterjägers hatte Glenda

beinahe geglaubt, es wäre ihr Traum gewesen.

Die Gedanken daran verwischten allerdings, als sie die Veränderung in ihrer beider Umgebung bemerkte. Da tat sich etwas. Das Grau lag nicht mehr in seiner absoluten Starre da. Eine gewisse Bewegung war in diese trostlose Farbe hineingeraten. Es zogen keine Wolken vorbei, es riß auch nicht auf, nur erschien aus dem Hintergrund ein Wesen, das wie eine kompakte Projektion aussah.

Glenda holte scharf Luft, als sie Jane anstieß. Sie spürte im Hals einen bitteren Geschmack und nickte in die Richtung. »Das muß er sein, Jane, da ist er auch.«

»Kennst du ihn?«

»Nein, aber er wird näher kommen. Vielleicht kann ich dir dann mehr sagen.«

Die beiden Frauen merkten die Spannung. Sie fühlten sich wie hin- und hergerissen. Auf der einen Seite wollten sie eine gewisse Aufklärung haben, auf der, anderen wiederum fürchteten sie sich auch davor, mit der Wahrheit konfrontiert zu werden, und gerade Glenda dachte in diesen langen Sekunden wieder an Johns Traumbeschreibung.

Ob der Schatten oder die Gestalt unbedingt näher kam, war auch nicht zu sehen. Jedenfalls verdichtet er sich, und schon jetzt spürten die Frauen die Bösartigkeit und Kälte, die von einer derartigen Gestalt ausging und sie streifte.

Er hatte sich nicht gemeldet, er hatte nichts gesagt, aber er wußte genau, was er wollte, und seine Kraft erwischte Glenda und Jane wie ein Sturm. Er machte sie klein. Sie fühlten sich ihm nicht gewachsen und regelrecht winzig.

Er trat hervor, und es sah so aus, als hätte er sich von seiner übrigen Umgebung gelöst, wäre einfach aus ihr herausgeschnitten worden. Er tat nicht viel, ging einfach nur weiter, aber er strömte etwas aus, das beide Frauen sehr genau spürten.

Es war die Macht!

Eine kalte und böse Macht, wie sie einem Menschen nicht zu eigen war. Ein Mensch sah nicht so aus. Er hatte auch nicht diese Aura, so etwas konnte nur von einem Wesen abgestrahlt werden, das zwar aussah wie ein Mensch, in Wirklichkeit aber keiner war.

Ein Dämon!

Der Körper interessierte die beiden Frauen nicht. Er war hager, er war grau, wirkte schmutzig und kam ihnen auf der anderen Seite sogar fast neutral vor.

Es ging ihnen um das Gesicht.

Ein menschliches Gesicht, wohlgemerkt, aber auch dieser Ausdruck konnte in mehrere Kategorien unterteilt werden. Dieses Gesicht gehörte zu der bösesten.

War es alt? War es jung? Lag es irgendwo in der Mitte? Oder konnte man es als alterslos ansehen?

Hatte es schon immer so ausgesehen?

Wie war es denn?

Böse!

Und das lag einzig und allein am Ausdruck der Augen. Über die etwas lange Nase, die Falten, die wie Furchen in der Haut saßen, über den gekrümmten Mund, darüber hätte man hinwegsehen können, nicht aber über die verdammten Augen.

Sie waren einfach nur böse. Zwei Halbkugeln ohne Gefühl. Dunkel und etwas bläulich. Traurig schauend, aber auch hinterlistig, grausam und falsch.

Zugleich waren es die Augen eines Siegers.

Der Oberkörper war nicht bekleidet.

In der Dunkelheit verschwamm der untere Teil, aber die beiden Frauen konnten erkennen, daß über die Schultern hinweg etwas nach oben ragte und zweimal einen relativ spitzen Winkel bildete.

Zuerst konnten sie mit diesem Anblick nichts anfangen. Die beiden Gegenstände waren relativ dunkel. Es konnte sich bei ihnen auch um eine Täuschung handeln, die von den Schatten der doch ziemlich lang wachsenden Haare zurückgelassen worden waren. Haare, die fettig nach unten hingen, als wären sie ein klebriger Vorhang, der sich auf der Kopfmitte in zwei Hälften teilte.

Die Augen schauten die Frauen an. Nichts war aus ihnen hervorzulesen. Gar nichts. Manchmal malte sich das Schicksal oder das Vorhaben einer gewissen Person in den Augen der Menschen ab, das traf bei dieser Gestalt nicht zu.

Von einem Entsetzen war bei Jane und Glenda nicht die Rede. Natürlich waren sie überrascht, und natürlich spürten sie auch eine gewisse Angst, aber daß sie sich vor Furcht am liebsten aufgelöst hätten, davon konnte nicht die Rede sein.

Jane Collins veränderte ihren Gesichtsausdruck. Sie wirkte plötzlich wie eine Frau, die dabei war, über gewisse Dinge nachzudenken. Auf ihrer Stirn entstand eine steile Falte, der Mund zuckte, als wollte sie etwas sagen, aber sie hielt sich zurück. Noch war sie sich nicht sicher. Da die andere Person kein Wort hervorbrachte, drehte Jane den Kopf und schaute Glenda von der Seite her an, um ihre Reaktion zu testen. Sie stellte fest, daß sie es nicht allein war, die sich über das Auftauchen der anderen Gestalt Gedanken gemacht hatte. Glenda Perkins' Gesicht zeigte einen ebenfalls nachdenklichen Ausdruck, und sie sprach auch aus, was ihr durch den Kopf schoß.

»Ich kenne ihn, Jane. Ich kenne ihn, obgleich ich ihn noch nicht gesehen habe.«

»Ich auch…«

»Und? Hast du eine Idee?«
»Nein, noch nicht. Nur geht es mir so wie dir. Ich frage mich, woher wir ihn kennen, obwohl er uns von seiner Erscheinung her fremd ist. Ich weiß es nicht.«
»Hast du schon über ihn gesprochen?«
»Ich kann mich nicht erinnern.«
»Oder wurde über ihn gesprochen?«
Diese Frage drang bei Glenda tiefer, als sie es sich vorgestellt hatte. Das war zwar nicht die Lösung, aber der Weg dorthin. Die Worte hatten bei ihr ein Tor geöffnet, durch das sie hindurchgehen mußte, um an die Wahrheit zu kommen. »Ich denke schon, daß über ihn gesprochen wurde. Ja, Jane, ja, so ist es gewesen. Ich kenne ihn, weil ich von ihm bereits gehört habe.«
»Mir ergeht es ebenso.«
»Und es gibt nur einen, der uns über diese Person hätte etwas berichten können.«
Da sich die Gestalt nicht rührte, sprachen die beiden Frauen weiter. »Es muß John Sinclair gewesen sein, Glenda. Es gibt keine andere Lösung, keine, die akzeptabel wäre.«
»Das ist es.« Glenda war aufgeregt. Der Name John Sinclair war gefallen, und damit erinnerte sich Glenda wieder daran, wie alles begonnen hatte.
John hatte von seinem Traum berichtet, aber nicht von dieser Gestalt, die vor ihnen stand und sich nicht rührte. Mit ihren kalten Augen hatte sie die beiden Frauen fest im Blick, als wollte sie sie durch sein Starren auffordern, endlich weiterzusprechen.
Sie taten es nicht, denn sie kamen nicht von der Stelle. Sie waren frustriert.
Dann bewegte der andere seine Lippen. Zuerst hörten die Frauen ein leises Geräusch. Es klang wie ein Räuspern, das nur mühsam unterdrückt werden konnte. Sie lauschten dem Klang der Stimme, als sich die Gestalt erklärte oder offenbarte. Sie sprach ein wenig abgehackt, aber sie war zu verstehen, auch wenn die Stimme überaus künstlich klang.
»Ich bin Belial - Belial, der Engel…«

***

Jedes Wort hatten Glenda und Jane mitbekommen. Und bei jedem Wort lief ein neuer Gänsehautschauer über ihren Rücken, denn allein das Aussprechen des Namens klang ihnen wie eine Drohung entgegen. Jedes Wort teilte ihnen anhand des Klanges mit, wie chancenlos sie letztendlich waren, und der Name Belial erweckte bei ihnen Vorstellungen, die nicht eben als positiv angesehen werden konnten.
»Ja, das ist er«, hauchte Glenda. »Das ist der Engel, der falsche Engel.

Einer, der in die Nähe des absolut bösen Luzifer gelangt ist. Der Engel, der auch versucht hat, göttlich zu sein - damals vor Urzeiten, zu einer Ära, die…« Ihre Stimme versickerte, weil Belial das Kommando übernehmen wollte und dies durch das Anheben seines rechten Arms andeutete.

»Du hast recht«, sprach er, »du kennst mich sehr gut. Ich bin Belial, der Engel, der Mächtige, der sich geschworen hat, der Menschheit seinen Stempel aufzudrücken. Der unter dem Schutz eines noch Größeren steht, der schon im Altertum verehrt wurde und im Alten Testament als Belial, das Tier, bezeichnet wurde. Ich bin der König der Lügen. Ich war einer der ersten, die in die Verdammnis stürzten, zusammen mit meinem mächtigen Herrn Luzifer. Aber wir haben uns wieder gefangen, denn auch die Verdammnis ist nicht ewig. Da irrte die andere Seite, denn ich bin wieder freigekommen. Und ich bin nie vergessen gewesen. Man hat nur mit meinem Namen gespielt. Man hat mich Baal genannt, auch Beelzebub, doch schließlich ist man bei Belial geblieben. Diesen Namen gaben mir die Hebräer. Ich habe mich erst dagegen gesträubt, denn er bedeutet einfach zu wenig. Ich bin wertlos, und ich weiß, daß mich in der Verdammnis ein Fluch getroffen hat oder mich auf den Weg dorthin begleitete. Aber ich habe mich mit meinem Schicksal abgefunden und habe es geschafft, wieder zurückzukehren, als mächtiger König, eben als Belial!«

Die Frauen hatten zugehört und jedes Wort aufgesaugt. Für sie stand fest, daß sie so etwas wie eine Ouvertüre erlebt hatten. Dämonische Wesen sind oft eitel. Immer dann, wenn sie die Chance haben, sich ins rechte Licht zu setzen, das vor allen Dingen bei den Menschen, nehmen sie auch diese Gelegenheit wahr. Belial reagierte da nicht anders. Er stellte seine Vorzüge heraus, die ein Mensch jedoch nicht als solche ansehen konnte.

In Jane drängte sich die Neugier hoch. Sie überwand die innere Sperre und sprach Belial an. »Wir haben gehört, wer du bist, aber wir wollen wissen, wo wir hier sind.«

»In meinem Reich.«

»Wo ist es?«

Belial sah aus, als wollte er lachen, aber dazu war er nicht der Typ. Das paßte einfach nicht zu ihm, deshalb sagte er mit knarrender Stimme: »Mein Reich ist unendlich, und ich bin darin der große Herrscher. Ich habe hier die Macht. Ich kann es ausdehnen, ich kann es verkleinern, ich bin der absolute König hier, und was ich will, das geschieht. Ihr seid in meinem Land, in meiner Welt, die es gibt oder doch nicht gibt, das überlasse ich den Menschen. Es ist ein wunderschönes Reich, eine herrliche Welt für sich. Schaut euch nur um, und ihr werdet es erkennen. Die Welt, nach der sich die Menschen sehnen, die für sie einfach voller großer Wunder steckt. Eine herrliche

Welt…«

Das sahen Jane und Glenda anders. Für sie war es keine Welt, in der sie leben konnten, hier war das Grauen existent, obwohl nichts geschah, was sie körperlich traktierte. Aber das Gefühl, hier zu existieren oder überhaupt hier zu sein, das machte ihnen so zu schaffen, und daran änderten Belials Worte nichts. In dieser Welt gab es keine Freunde, nicht mal Licht, denn Belial haßte die Helligkeit.

»Warum sind wir hier?« flüsterte Glenda Perkins. »Was soll es bedeuten?«

»Warum? Ihr wollt den Grund wissen? Ich habe euch geholt, weil ich der Scharfrichter eures Schicksals bin. Ich habe nicht nur Freunde, auch Feinde, aber die Freunde meiner Feinde sind zugleich Feinde für mich, wenn ihr versteht.«

»Nicht ganz«, gab Jane Collins zu. »Wir haben dir nichts getan, Belial. Wir sind dir nicht mal begegnet und…«

»Überlege dir, was ich zuvor sagte. Freunde meiner Feinde sind auch meine Feinde.«

»Du meinst John Sinclair!«

»Das ist er!«

»Ein Feind?«

Belial nickte Jane zu. Über sein Gesicht schien ein Schatten zu huschen um es noch düsterer zu machen. »Ja, er ist ein Feind. Er ist mein schlimmster Feind, und ich habe es darauf abgesehen, meine schlimmsten Feinde zu töten. Ich habe euch, ich werde mit euch spielen, aber ich werde euch zuvor etwas zeigen, das ich auf keinen Fall verheimlichen will. Ihr habt Fragen gestellt, ihr sollt die Antworten bekommen.« Mit einer schon theatralischen Geste drehte er sich zur Seite. Er kam den Frauen vor wie ein Magier oder Zauberer, der sich auf einen bestimmten Punkt konzentriert hatte und auch darauf hinarbeitete. Endlich hatte er sein Ziel erreicht, und er war stolz darauf, es den »Besucherinnen« zeigen zu können.

Belial beherrschte seine Welt. Sie war seine Heimat, in ihr konnte er sich bewegen, sie gehorche einzig und allein ihm, und er sorgte dafür, daß sich die Welt öffnete. Jane und Glenda brauchten sich nicht mal zu drehen oder zur Seite zu gehen, denn Belial hatte dafür gesorgt, daß sich die Welt vor ihnen öffnete. Dabei war er etwas zurückgetreten und war nur bei genauem Hinsehen zu erkennen.

Vor den Frauen verschwand das graue Dunkel.

Ein Fenster öffnete sich. Es zeigte aber keine strahlende Helligkeit, sondern nur einen grauen Ausschnitt, unwesentlich heller als das übliche Grau, aber gut zu erkennen.

»Nein!« keuchte Glenda, »nein…«

Jane blieb stumm. Sie fraß ihr Entsetzen in sich hinein. Nur hatte sie alle Farbe aus dem Gesicht verloren, und selbst ihre Lippen waren

kaum zu erkennen.

»Seht hin, seht hin…« drang es aus dem Dunkel flüsternd an ihre Ohren.

»Schaut genau hin, seht ihn euch an. Das ist meine Rache…«

Beide wollten nicht hinsehen, aber der Zwang war einfach zu groß, und was sie sahen, war ungeheuerlich…

***

Ich befand mich noch immer in Glendas Wohnung und wußte nicht, was ich tun sollte. Es war zum Verrücktwerden. Ich hatte einige Male bei Suko und Shao angerufen und nur die Stimme auf dem Anrufbeantworter gehört. Sie selbst hatten die Räume verlassen, doch wohin sie gegangen waren und wann sie zurückkehrten, stand in den Sternen.

Nichts lief mehr.

Ich war ausgeschaltet worden. Ich war nicht mehr mit im Spiel und fühlte mich trotzdem noch als Mittelpunkt, denn begonnen hatte es mit meinem verdammten Alptraum.

Mit der dunklen Allee, dem kalten, abstoßend wirkenden Pflaster, den Bäumen, die aussahen, als wären sie aus einem Totenreich entlassen worden.

Dann war ich auf das dunkle Haus zugegangen und hatte es betreten. Dort war ich mir vorgekommen wie ein Gefangener, denn dort hatte ich auch den Schrecken erlebt.

Glenda und Jane gefangen!

Nicht nur das.

Sie waren nackt gewesen, ich hatte die Schnitte auf ihren Körpern gesehen und auch die roten Streifen, die ihre Hälse umschlossen wie dünne, aber tödliche Ketten.

Das ließ nur einen Schluß zu.

Beide waren tot!

Aber Glenda lebte. Ich hatte sie so intensiv gespürt, und was war mit Jane?

Nicht zu Hause.

Auch Lady Sarah machte sich Sorgen. Sie hätte ihr Ziel längst erreichen müssen, das war aber nicht geschehen.

Ich befand mich in einer Stimmung, die zwischen Wut und Verzweiflung schwankte. Es gibt derartige Momente, wo man am liebsten um sich schlagen und alles zertrümmern will, was sich in der Nähe befindet. Hinzu kam, daß ich noch immer nicht wußte, wer sich im Hintergrund aufhielt und für diesen Alptraum gesorgt hatte.

Es mußte jemand sein, der viel Macht hatte. Ich dachte an den Geruch, der inzwischen schwächer geworden war, aber sich noch in diesem Zimmer aufhielt.

Den kannte ich.

Und ich wußte auch, daß es kein guter Geruch war. Zwar sah ich ihn als sehr klar an, auf der anderen Seite aber gehörte er nicht zu denen, in dessen Zentrum ich mich wohl fühlen konnte.

Hin und wieder hatte ich geschnuppert. Ich wollte ihn noch einsaugen und in der Erinnerung behalten. Natürlich zerbrach ich mir weiterhin den Kopf darüber, wo ich ihn schon wahrgenommen hatte, aber da war keine Lösung vorhanden.

Dabei lag es nicht mal weit zurück…

Ich zermarterte mir wieder mein Gehirn und bewegte mich auch durch die gesamte Wohnung. Ich schaute abermals in die restlichen Räume hinein, ohne etwas Bestimmtes erkennen zu können. Es gab keine Glenda Perkins, und mir waren auch keine Veränderungen aufgefallen.

Die Wohnung blieb, wie sie war. Trotzdem wollte ich sie nicht als normal ansehen. Obwohl ich mich allein zwischen den Wänden befand, auch umgeben von einer für mich bedrückenden Stille, die nur hin und wieder von einem Außengeräusch durchbrochen wurde, kam es mir so vor, als wäre jemand dabei, mich zu beobachten.

Aus einer anderen Welt oder Dimension heraus, denn das akzeptierte ich ohne weiteres.

Die andere Welt oder die anderen Welten gab es. Sie waren mathematisch nur nicht zu erfassen, denn sie lagen im Bereich des Unsichtbaren, jenseits unserer Dimensionen, verloren, unheimlich weit entfernt, nicht meßbar, aber trotzdem so nah.

Das war natürlich die Lösung, aber sie in einen gesetzmäßigen Zusammenhang zu bringen, war nicht möglich.

Daß es die anderen Reiche gab, hatte ich akzeptieren müssen. Mehr als einmal war zwischen uns ein bestimmter Kontakt entstanden, - und ich hatte manchen der unendlichen vielen Dimensionen schon einen Besuch abgestattet, wo ich auf meine Feinde getroffen war.

Damit war ich gedanklich wieder beim Thema.

Feinde also.

Ein Feind aus einer anderen Welt!

Daran hatte ich in den letzten Minuten schon öfter gedacht, und ich konnte mir ein Lachen einfach nicht verkneifen. Es klang sehr bitter, und ich mußte den Kopf schütteln, ein Beweis dafür, daß ich einfach nicht weiterkam.

Man hatte mich erwischt. Zuerst durch den verfluchten Alptraum, dann in der Realität, die durch das Tuten des Telefons unterbrochen wurde. Ich schreckte zusammen, drehte mich um, und zugleich durchfuhr mich die wahnwitzige Hoffnung, daß ich der Lösung des Falles ein Stück näher kam.

Meine Finger und die Handfläche waren feucht, als ich den Hörer

abnahm und mich meldete.
»Ah, du bist noch da, John.«
Ich fuhr mit der freien Hand über meine Stirn hinweg. »Ja, Sarah, ich bin noch da.«
»Dann erübrigt sich im Prinzip die Frage, ob sich etwas Neues ereignet hat.«
»Da hat es nichts gegeben. Glenda ist verschwunden, bei Suko und Shao meldete sich niemand und…«
»Jane ist auch noch nicht zurückgekehrt, John. Ich fange allmählich an, mir große Sorgen zu machen.«
»Frag mich mal.«
»Wo könnte sie denn sein?«
Ich hob die Schultern, obwohl es Sarah Goldwyn nicht sah. »Da bin ich überfragt, leider.«
Es entstand eine Pause. Daß Lady Sarah ratlos war, kam auch nicht oft vor. »Was sollen wir tun? Hast du vielleicht einen Lösungsvorschlag parat?«
»Keinen einzigen.«
»Das ist nicht gut.«
»Ich weiß es selbst, Sarah, aber ich kann nichts dagegen tun. Ich weiß nicht mal, wer hinter allem steckt. Ich bin völlig überfragt, obwohl Jane, Glenda und ich indirekt daran beteiligt sind. Alles kommt hier zusammen, und ich bin nicht in der Lage, die Dinge zu sortieren. Es tut mir leid.«
»Da kann man wohl nichts machen«, murmelte sie, wollte aber nicht aufgeben und fragte: »Gibt es für uns denn keinen einzigen Hoffnungsschimmer?«
»Ich sehe ihn nicht.«
»Keinen Hinweis, John?«
»Nun ja…« Ich zögerte mit der Antwort. »Habe ich dir schon von diesem Geruch erzählt, der mich umgibt?«
»Hast du nicht. Erkläre ihn mir.«
»Ich kenne ihn.«
»Gut.«
Ich lachte etwas bitter in die Sprechmuschel. »Nein, Sarah, nicht gut, denn ich weiß nicht, was ich mit diesem Geruch anfangen und wie ich ihn einstufen soll.«
»Aber du kanntest ihn?«
»Das schon.«
»Vielleicht kann ich dir helfen«, sagte sie schnell, als hätte sie Angst davor, daß ich auflegte. »Bist du in der Lage, ihn mir zu beschreiben? Kannst du das?«
»Ja und nein.«
»Bitte, John, versuche es.«

Ich atmete ungewöhnlich laut aus. »Okay, Sarah, okay, ich mache es dir zuliebe.« Zwei, drei Sekunden lang suchte ich nach Worten. »Es ist ein Geruch, wie er bei einem Gewitter entsteht. Da hat man den Eindruck, als wäre die Luft mit Ozon überladen.«

»Kann man da nicht einhaken?«

»Einhaken?« Ich lachte wieder auf. »Ja, das kann man schon. Ich habe es versucht, aber da ist nichts zu machen. Ich komme mit diesem Geruch nicht zurecht. Ich weiß nicht, wo ich ihn schon wahrgenommen habe. Ich weiß nur, daß er mir nicht neu ist.«

Lady Sarah ließ nicht locker. »Ist es denn lange her, John? Kannst du dich daran erinnern?«

Mit dem rechten Zeigefinger hatte ich eine Spirale in die Schnur gedreht. »Was heißt lange? Eine Weile schon, aber auch nicht jahrelang, wenn du verstehst.«

»Das müßte doch herauszufinden sein. Geh mal die Fälle durch, die du in den letzten beiden Jahren gelöst oder auch nicht gelöst hast. Da wird dir irgendwann der Sprung gelingen.«

»Weißt du, wie viele das sind?«

»Jede Menge, ich weiß. Wenn am Ende der Erfolg steht, hat es sich doch gelohnt.«

»Mein Gehirn ist kein Computer, Sarah, ich weiß es nicht. Ich kann es ja nicht abrufen und den Begriff Geruch eintippen, ihn etwas umschreiben, so daß er mir die Lösung auf dem Schirm präsentiert.«

»Das stimmt schon, John, aber mal etwas anderes. Wenn du sagst, daß es ein Gewittergeruch gewesen ist, dann haben wir immerhin einen Anhaltspunkt, meine ich.«

»So ähnlich, Sarah.«

»Trotzdem muß sich etwas in deiner Erinnerung festgesetzt haben. Ein klarer oder überklarer, ozonhaltiger Geruch. Da kommt doch sicherlich etwas zusammen, das uns zu einer Lösung führt.«

Trotz der ernsten Lage mußte ich lächeln. Das war typisch Sarah. Wenn sie sich etwas in den Kopf gesetzt hatte, ließ sie sich so leicht nicht davon abbringen.

»Gewitterluft. Wie oft bist du in der letzten Zeit in ein Gewitter geraten? Das müßte doch herauszufinden sein.«

»Einige Male.«

»Hat man dich da angegriffen? Haben sich Tore geöffnet? Dieser Ozongestank…«

Bei mir hatte etwas geklickt. Das war urplötzlich geschehen, und ich hatte den Eindruck, auf dem richtigen Weg zu sein. »Nein, Sarah, nicht ich. Tut mir leid…«

»Wer dann?«

»Billy Wilson«, drang es über meine Lippen.

»Wer ist das?«

»Ein Junge, ein Kind. In einem kleinen Ort, nicht weit von London, hat es eines späten Nachmittags einen wahnsinnigen Sturm gegeben, der von Blitz, Donner und Regen begleitet war. Während dieses Sturms hatte die Welt praktisch einen Riß bekommen, und aus diesem Riß ist der dann hervorgetreten. So jedenfalls hat es mir der Junge erklärt.«

»Wer?«

Auch mir passierte es, daß ich vor Aufregung eine trockene Kehle bekam. Ich sammelte etwas Speichel, dann konnte ich wieder normal sprechen, aber mehr als ein Flüstern kriegte ich nicht heraus.

»Ein Gewitter, Sarah, der Junge, der das Unheil sah. Er hatte einen Namen. Es war der Engel der Lügen.« Meine Stimme nahm an Lautstärke zu. »Verdammt noch mal, es war Belial!«

Die Horror-Oma schwieg, denn von meinen letzten Worten war sie überrascht worden. »Himmel, er…?«

»Ja, das ist er. Der Engel der Lügen. Der falsche Gott, der widerliche Götze, den ich einmal habe zurückschlagen können, aber er war nicht vernichtet.«

»Dann ist das die Spur, John.« Sie klang aufgeregt. »Ein Wahnsinn, Junge, ein Wahnsinn! Denk jetzt an deinen Traum. Du hast ihn erlebt, aber er ist nicht wahr gewesen. Belial, der Engel der Lügen, hat ihn dir geschickt. Darum frage ich dich jetzt, ob du dir überhaupt noch Sorgen machen mußt, was ihn angeht, falls alles nicht wahr ist, was er dir schickt.«

»O doch, Sarah, ich muß mir Sorgen machen. Er lügt zwar, aber er kann ebensogut mit der Wahrheit umgehen, und die Lüge in eine Wahrheit verwandeln. Er kennt keine Gnade, denn er hat auf seinem Weg in diese Welt hinein Tote hinterlassen. Für jemanden wie ihn gibt es kein Zurück. Er spielt mit der Wahrheit ebenso wie mit der Lüge. Aber ich bin davon überzeugt, daß ich jetzt Bescheid weiß.«

»Du bleibst demnach bei Belial?«

»Unbedingt.«

»Gut, John - oder nicht gut. Ich frage dich weiter. Was kann er getan haben? Hat er Jane, Glenda, Shao und Suko ausgeschaltet?«

»Das denke ich.«

»Dann bist du allein?«

»Ja.«

»Und? Rechnest du damit, daß er dich angreift?«

»Bestimmt«, erwiderte ich flüsternd. »Ich weiß nur nicht, wie ich mich verhalten soll. Ich muß da wirklich einen Dreh finden, um ihn zu besiegen. Es gibt eine Möglichkeit. Ich brauche ihn nur der Lüge zu überführen, dann hätte ich gewonnen, aber so einfach ist es nicht, das kannst du mir glauben.«

»Unbesehen, John. Kann ich dir helfen?«

»Wohl nicht.«
»Hast du dir denn bereits einen Plan zurechtgelegt, wie du gegen ihn vorgehen willst?«
»Nein, überhaupt nicht. Er hat alle Vorteile auf seiner Seite. Ich weiß nicht, wie ich ihn aus seiner Schattenwelt hervorlocken soll.«
»Wenn der Prophet nicht zum Berg geht, muß der Berg eben zum Propheten gehen. Du verstehst mich?«
»Und ob. Aber wie komme ich zu ihm?«
»Durch Schlaf? Denk mal nach. Okay, ich will dich nicht belehren, Junge, aber alles hat mit deinem Alptraum begonnen. Du bist eingeschlafen, dann hast du diesen Schrecken so grausam und deutlich erlebt, als hättest du ihn selbst erlebt.«
»Das ist wahr!«
»Und jetzt mußt du ihn durchleben. Es muß dir irgendwie gelingen, in seine Welt hineinzustoßen. Daß es nicht einfach sein wird, weiß ich selbst, aber…«
»Ja, es ist die einzige Möglichkeit.«
»Dann drücke ich dir die Daumen.«
»Ich werde nicht mehr hier bei Glenda bleiben, das zum Schluß, Sarah. Ich möchte wieder nach Hause fahren und herausfinden, was mit Shao und Suko passiert ist.«
»Die beiden sind nicht da.«
»Das weiß ich. Aber ich bin mir plötzlich nicht mehr sicher. Meiner Ansicht nach muß da etwas vorgefallen sein, mit dem ich nicht zurechtkomme. Es will nicht alles in meinen Kopf. Da tut sich was, da ist etwas passiert.«
»Dann gib auf dich acht.«
»Werde ich, Sarah, werde ich.«
Sie legte noch nicht auf, sondern sagte: »Ich hätte eigentlich noch einen anderen Vorschlag gehabt.«
»Und der wäre gewesen?«
»Daß du einfach versuchst, dich hinzulegen und einzuschlafen. Es wäre doch möglich, daß dir Belial gefährliche Träume schickt, in denen du dann handeln kannst.«
»Nein, Sarah, nein. Ich kann sie nicht beeinflussen. Nicht von mir aus, da hat jemand anderer die Macht übernommen. Ich muß mich einfach damit abfinden, die zweite Geige zu spielen. Vorläufig zumindest. Belial wird sich irgendwann zeigen, wenn seine Vorbereitungen beendet sind.«
»Ähm - Vorbereitungen?«
»Ja, Sarah. Für mich sind das alles nur Vorbereitungen. Wir bleiben auf jeden Fall in Verbindung und…«
»Darf ich dir noch etwas sagen, Junge? Auf eine Minute mehr oder weniger kommt es nicht an.«

»Bitte.«
»Sei vorsichtig! Ich habe den Eindruck, als wäre dieser Belial dabei, einen grausamen Rachefeldzug durchzuführen. Er will dich, aber er greift dich nicht direkt an. Er versucht es an deinem Umfeld, bei deinen Freunden. Er will sie aus dem Verkehr ziehen, und du, John, sollst später ganz allein dastehen.«
»Ja«, sagte ich wenig froh. »So könnte es laufen. Muß es aber nicht. Wie dem auch sei, ich werde jetzt zu Suko und Shao fahren. Später gebe ich dir dann Bescheid.«
»Vielleicht solltest du auch die Conollys warnen.«
»Himmel, Sarah, hör auf. Das ist…«
»Ich weiß schon, Junge, du bist mitgenommen. Warten wir es eben ab. Wir hören wieder voneinander.«
»Ja«, murmelte ich, »das tun wir.« Als ich den Hörer aufgelegt hatte, fiel mir besonders deutlich auf, wie still es doch in Glendas Wohnzimmer war. Nichts hörte ich, keine fremden Geräusche, aber dieser Geruch war nach wie vor da. Zwar abgeschwächt, doch existent.
»Belial«, flüsterte ich, »Engel der Lügen.« Ich nickte mir selbst zu auf dem Weg zur Wohnungstür.
»Ich werde dich bekommen. Ich habe dich auch nicht vergessen, aber denke nicht, daß ich mich durch deine Lügen irritieren und fertigmachen lasse. Du hast es schon einmal versucht und hast verloren. Das wirst du auch jetzt.«
So baute ich mich auf, aber Worte können auch manchmal wie leere Hülsen sein.
Wenn ich ehrlich sein sollte, dann kam sie mir hier tatsächlich so vor. Mit diesem Gedanken verließ ich das Haus und stieg in meinen Wagen. Es drängte mich sehr, zu meiner Wohnung zu fahren und eine Tür weiter zu gehen, wo Shao und Suko wohnten…

***

Glenda riß ihren Arm hoch und preßte den Handballen gegen ihren Mund. Sie war geschockt, und sie wollte den Mund auch nicht aufhalten, denn nur durch diese Bewegung konnte sie das Entsetzen unterdrücken, das in ihr hochgestiegen war.
Jane stand auf der Stelle, ohne sich zu rühren. Sie war nur sehr blaß geworden. Auf der Stirn lagen die Schweißperlen, und sie wirkte so, als hätte man eine künstliche Figur in diese Welt gestellt.
Was die beiden Frauen sahen, war schlimm, sehr schlimm sogar, und mehr als ein Mensch normalerweise ertragen konnte.
Mittelpunkt bildete ein Mensch, den sie kannten und der ihnen einiges bedeutete.
Es war John Sinclair!

Er lag auf dem Rücken und konnte sich nicht rühren, denn seine Arme und Beine waren vom Körper weggespreizt worden, so daß er flach auf dem grauen Untergrund liegend eine großes X bildete.

Arme und Beine waren an Pflöcke gefesselt.

Das Gesicht des Geisterjägers zeigte eine ungewöhnliche Blässe. Eine Mischung aus gelblichem Hammelfett und einem bläulichen Schatten, der darauf niederfiel.

Angst konnten sie auf den Gesichtszügen nicht erkennen, höchstens Lethargie, wie bei einem Menschen, der sich voll und ganz in sein Schicksal hatte fügen müssen.

Nicht dieser Anblick entsetzte die Frauen so, es war mehr der Hintergrund dieses makabren Stillebens, in das noch keine Bewegung geraten war.

Dort lauerte etwas.

Schatten. Noch. Nicht sehr groß. Geduckte Wesen. Etwas, das bereit war, sich jeden Augenblick zu bewegen, um sich dann auf den Gefesselten zu stürzen.

»Was ist da hinten?« hauchte Glenda.

Jane hob die Schultern. »Ich kann es nicht genau erkennen. Es sieht aus wie…« Sie überlegte einen Moment.

»Ja, es sieht aus, als wären es Hunde oder Wölfe.«

»Dann habe ich doch richtig geschaut.« Glenda hatte ihre Hand von den Lippen weggenommen und stierte auf den gefesselten Geisterjäger. »Noch ist Zeit, Jane, wir müssen hingehen und ihn befreien. Verdammt noch mal, das ist unsere Pflicht!«

Jane Collins gab eine Antwort. Aber sie hörte sich an, als hätte sie gar nicht erfaßt, was Glenda ihr mitgeteilt hatte. »Da hinten ist noch jemand, siehst du?«

»Wo?«

»Vor uns.«

»Aber nicht die Hunde.«

»Nein, zwei Menschen«, sagte Jane.

Glenda zwinkerte mit den Augen und holte plötzlich mit einem saugenden Geräusch Luft. »Verdammt noch mal, das sind Suko und Shao. Sie sind es, Jane, sie…«

Beide begriffen nichts mehr. Aber sie sahen, daß es Suko und Shao so erging wie ihnen, denn sie hielten sich im Hintergrund auf, ohne sich zu bewegen. Sie schienen auf der Stelle festgewachsen zu sein, aber ihre Köpfe waren leicht gesenkt, und sie blickten mit starren Augen gegen den gefesselten John Sinclair.

Sicherlich erlebten sie das gleiche Entsetzen wie Jane und Glenda. Und sie konnten ebenfalls nicht hin, denn als es die beiden Frauen versuchten, da hatten sie das Gefühl, voranzukommen, aber trotzdem auf der Stelle zu treten.

Die Beine und Füße bewegten sich im leeren Raum. Sie mußten sich einfach vorkommen wie Marionetten, an deren Köpfen Spiralen befestigt waren, so daß sie immer wieder in die Höhe gezogen wurden, um anschließend nach unten gedrückt zu werden.

Beide mußten zugeben, daß man sie zu Figuren in diesem höllischen Spiel degradiert hatte.

»Wir haben keine Chance«, sagte Jane leise. »Ich sehe keine Möglichkeit mehr. Er hat alles in der Hand. Belial ist hier der Herr. Verdammt auch!«

Glenda blieb stumm. Sie hatte aber gesehen, daß sich die vier kompakten Schatten bewegten. Erst nur langsam, etwas zuckend, dann duckten sie sich, und einen Moment später glitten sie aus dem grauen Dunkel hervor. Es war kein Laut zu hören. Sie bewegten sich wie schwebende Gestalten, die keinen Kontakt mit dem Untergrund hatten.

Obwohl sie von vier Seiten herbeikamen, waren sie einzig und allein auf ein Ziel fixiert.

Auf den Mann in der Mitte, auf John Sinclair.

Sie behielten ihren Rhythmus bei, und sie nahmen allmählich Konturen an. Die Dunkelheit wich vor ihnen zurück. Die vier Wesen erinnerten Jane und Glenda an Scherenschnitte, denen jemand Leben eingehaucht hatte.

In aller Stille schlichen sie vor, wobei sie in das graue Licht gerieten.

Schnauzen, die aufgerissen waren. Kompakte, mit Muskeln und Fell bedeckte Körper. Zähne, die wie Messer wirkten und innerhalb der Mäuler sowohl nach oben als auch nach unten wuchsen. Weiter konnten sie die Schnauzen nicht mehr aufreißen. Die kalten Augen waren dabei kaum zu sehen, da die Mäuler den Großteil ihrer Gesichter einnahmen.

Es waren keine sehr großen Körper. Von den Proportionen her gesehen paßten die Köpfe nicht so recht zu den Körpern, die sehr kompakt wirkten, stark, kräftig, und sie standen auch auf entsprechend kräftigen Beinen oder Pfoten.

Hunde!

Bluthunde oder Kampfhunde!

Ein Begriff, der noch schlimmer war und Angst und Schrecken verbreitete, wenn er ausgesprochen wurde.

Pitt Bulls wurden sie auch genannt. Das wußten auch Glenda und Jane.

Zwar hatten die beiden noch keinen direkten körperlichen Kontakt mit diesen Hunden erlebt, aber es gab genügend Bilder der Opfer in den Zeitungen, die von solch gefährlichen Hunden angefallen worden waren.

Ein Opfer war auch John.

Er konnte sich nicht rühren. Die harten Fesseln gaben um keinen Millimeter nach. Arme und Beine gespreizt. Er hing an den Pflöcken und an den Fesseln fest, und er mußte bereits bemerkt haben, was sich da auf ihn zubewegte.

Wenn John die Augen verdrehte, mußte er sie wahrnehmen können, aber er tat es nicht. Nach wie vor schaute er in die Höhe, wo er ebenfalls nichts sah, weil diese Welt hier in die Unendlichkeit, die keine Grenzen aufwies, hineinstieß.

»John!« Glenda hatte nicht mehr still sein können. Der Name war ausgesprochen, aber der Geisterjäger reagierte nicht. Er schien nichts gehört zu haben, seine Ohren waren verstopft.

Dafür hörte sie Belial leise lachen. Er weidete sich am Entsetzen der beiden Frauen, und sein hageres Gesicht drehte er ihnen zu, wobei sich der schmale Mund in die Breite zog, als wollte er einen auf dem Rücken liegenden Halbmond bilden. »Er wird zu Hundefutter werden. Er hat keine Chance mehr, das verspreche ich euch. Die Bestien werden ihn zerreißen und brutal vernichten. Sie werden ihn fressen, denn sie sind auf Menschenfleisch dressiert. Ihr dürft zuschauen, wie auch die anderen dort hinten.« Damit meinte er Suko und Shao, ebenfalls nur zum Zuschauen verdammt, und sicherlich unter dem gleichen Druck stehend wie die Frauen.

John unternahm auch nichts. Er zerrte nicht an seinen dünnen Stricken. Er versuchte auch nicht, die in den Boden gerammten Pflöcke zu lockern, um sie später herauszuziehen. Er war völlig apathisch, aber er hatte den Kopf leicht drehen können. Da er die Augen offen hatte, mußte er die Bestien längst gesehen haben.

Er war das Opfer!

Und die Tiere kamen näher.

Sie schnüffelten laut. Es hörte sich an, als wären einige Menschen dabei, eine Suppe zu schlürfen und leicht zu schmatzen. Es war die gierige Vorfreude auf das Fleisch, wobei die Zungen in den aufgerissenen Mäulern tanzten.

Sie wollten die Vernichtung.

Sie hatten Hunger.

Die Gier strahlte aus ihren Augen.

Der erste Hund kam von rechts. Er hob seine linke Vorderpfote an und stellte sie auf die Brust des Geisterjägers, als wäre er eine Katze, die einen menschlichen Freund mit einer zärtlichen Geste berühren wollte.

Das war er beileibe nicht. Ihn trieben der Hunger und die Gier nach dem Blut an.

Auch die anderen waren da.

Kein wilder Angriff, das hatten sie nicht nötig. Dieses vorsichtige Heranschleichen hatte ihnen ausgereicht, und die fünf Zuschauer

waren bis auf einen entsetzt.

Belial aber lächelte. Er weidete sich an dieser grausamen Szene, die von ihm selbst heraufbeschworen war.

»Ich werde gewinnen!« versprach er. »Ich bin mächtiger. Ich habe mir Zeit gelassen, um meine Rache auszukosten. Ihr werdet es merken, sehr bald schon.«

Die Hunde hatte er im Griff. Normalerweise hätten sie sich auf das Opfer gestürzt. Hier aber waren sie gezwungen worden, abzuwarten und erst dann zuzuschlagen, wenn der Dunkle Engel es wollte.

Er hob die Arme hoch und legte die Hände zusammen wie zum Gebet. Dabei hatte er den Kopf gedreht und schaute die beiden Frauen aus seinen düsteren Augen an. Leicht schüttelte er den Kopf.

»Es gibt keinen Ausweg mehr für ihn.«

»Bitte? Was…?« Glenda verschluckte die folgenden Worte. Sie brauchte nur in Belials Gesicht zu sehen, um erkennen zu können, daß jedes weitere Wort sinnlos war.

Vorbei.

Auch mit John!

Sie und Jane träumten nicht. Man hatte sie geholt und in diese verfluchte Welt entführt.

Belial senkte die Arme.

Es war das Zeichen zum Start!

Das Hecheln hinterließ bei Jane und Glenda einen frostigen Schauer der Angst. Plötzlich schnappten die Mäuler der Hunde weit auf, die Körper drängten sich etwas zurück, als brauchten sie eine gewisse Strecke, um Anlauf zu nehmen.

Irgendwie taten sie das auch.

Jane und Glenda hörten sich selbst schreien, als sie zuschauen mußten, wie die vier Bestien nach vorn sprangen und über John Sinclair herfielen…

***

Ich war ziemlich schnell gefahren und während der Fahrt ins Schwitzen geraten, was zum einen an der Konzentration lag und zum anderen an meinen Gedanken, die hatten sich während der Fahrt um Belial gedreht, und das hatte mich aufgewühlt.

Er war ein besonderer Feind. Er war grausam und kannte nicht die Spur von Menschlichkeit. Er hatte auch nicht vergessen, daß er einmal von mir reingelegt worden war. Ich hatte ihn gedemütigt und dabei bis aufs Blut gereizt.

Klar, daß er mir diese Niederlage zurückzahlen wollte. Lange genug hatte er sich damit Zeit gelassen, und ich war beinahe schon bereit gewesen, ihn zu vergessen.

Aber nun nicht mehr.

Er hielt mich in seinen Klauen. Ich war mit ihm durch unsichtbare Fäden verbunden, ob ich nun schlief oder wach war. Er konnte mich führen, und ich würde mich immer tiefer in seinen geschickt gespannten Netz verfangen, wie eine Fliege, die einer Spinne in die Falle gelaufen war und nicht den Hauch einer Chance hatte.

Den Rover zog ich so heftig in die Kurve der Garageneinfahrt, daß ich mit dem rechten Kotflügel beinahe die Ecke gestreift hätte. Dann rollte ich über dem glatten Beton der Zufahrt entgegen, wo das Tor offenstand.

Die klarere Luft ließ ich hinter mir und rollte in die der Tiefgarage hinein, wo nicht mal Lichter brannten.

Jeder Mieter besaß hier seine eigene Parktasche. Meine war leer, aber Sukos BMW stand noch daneben.

Ich stieg schnell aus und hastete hoch zum Lift. Mit ihm konnte ich direkt hochfahren und brauchte nicht erst durch die Halle zu gehen, um einen anderen Lift zu erreichen.

Mein Herz schlug verdammt schnell. Ich malte mir die schlimmsten Tatsachen aus, die mich erwarteten. Der Magen war kleiner geworden und hatte sich zu einem harten Säureklumpen zusammengezogen, der einfach nicht weichen wollte.

In der engen Liftkabine war mir die Luft vorgekommen wie in einer Sauna, was auch an mir und meinem inneren Zustand liegen konnte. So genau wußte ich das alles nicht.

Der Flur war leer und still. Bis auf meinen eigenen Atem hörte ich nichts.

Den Ersatzschlüssel zu Sukos Wohnung trug ich bei mir. Er hing, ebenso wie einige andere, an meinem Schlüsselbund und klimperte, als ich ihn in der Hand hielt.

Ich zwang mich zur Ruhe, um schon beim erstenmal die Tür öffnen zu können.

Mit der Schulter drückte ich sie nach innen. Sukos Wohnung war mit der meinen identisch. Ich ließ die Tür hinter mir zufallen und eilte durch den Flur.

Mein Blick traf das Wohnzimmer, weil dessen Tür nicht geschlossen war. Kurz vor der Schwelle blieb ich stehen wie ein angeschlagener Boxer, der einen Volltreffer abbekommen hatte und überlegte, ob er k. o. gehen sollte oder nicht.

Ich hatte ein Männerbein gesehen. Im anderen Winkel dazu Shaos Kopf, der von ihren dunklen Haaren umschmeichelt wurde. Beide lagen auf dem Boden.

Der Adrenalinstoß trieb mir den Schweiß aus den Poren. Das Zucken der Lippen konnte ich nicht vermeiden, als ich die Schwelle überschritt. Ich hatte mich innerlich darauf eingestellt, alles zu sehen, einfach alles, auch wenn es so schlimm war wie nie zuvor, denn beide

hatten sich nicht gerührt.

Das Zimmer betrat ich vorsichtig und vergaß auch nicht, mich umzuschauen.

Zumindest hier lauerte kein Gegner, obwohl ich mir in diesen Augenblicken gewünscht hätte, dem verfluchten Belial gegenüberzustehen. Aber er war nicht da. Es gab nur Shao, Suko und mich.

Nur einer von uns bewegte sich, das war ich!

Auf Zehenspitzen ging ich näher. Der Säureklumpen in meinem Magen wurde aktiv, als ich mich neben Shao niederkniete. Sie lag da wie eine Tote, denn ihre Augen waren nicht geschlossen.

Aber sie atmete, also lebte sie.

Ich strich zärtlich über ihre Wange und bewegte mich auf Suko zu, dem es nicht anders erging als seiner Partnerin. Auch er war in eine tiefe Lethargie gefallen; er schlief, er atmete, und dabei röchelte er leicht.

Soweit war alles okay.

Ich richtete mich wieder auf und durchsuchte die restlichen Räume der Wohnung.

Es gab keine Spuren, und ich nahm nicht mal den Geruch wahr, der mir in Glendas vier Wänden aufgefallen war. Es schien so zu sein, als wäre Belial nie hier gewesen.

Mußte er das denn sein?

Im Prinzip nicht, denn ich stellte mir vor, daß er bei Suko und Shao indirekt eingegriffen hatte. Es war ihm einfach gelungen, sie in einen Tiefschlaf zu versetzen. Eine Fernhypnose durchzuführen aus einer anderen Welt oder Dimension.

Was konnte ich tun?

Die Antwort lag auf der Hand. Ich hätte nur hingehen und die beiden wecken zu müssen. Dann hätten sie mir berichtet, was sie während des Schlafs in ihren Träumen erlebt hatten.

Eine simple Lösung. Zu simpel?

Meine Sitzposition war günstig. Ich hatte mich so niedergelassen, daß ich Shao als auch Suko im Auge behalten konnte. Sie schliefen, sie rührten sich nicht, es war alles okay.

Nur waren sie durch Belial außer Gefecht gesetzt worden, wie auch Jane und Glenda. Ich ging weiterhin davon aus, daß er die Länge ihres schon magischen Schlafs bestimmte, und dabei war er sicherlich in der Lage, ihnen die furchtbaren Alpträume zu schicken, unter denen ich ebenfalls gelitten hatte.

Wer träumt, erlebt etwas. Und dieses Erlebte spiegelt sich oft auf seinen Gesichtszügen wider. Da konnte sich die Entspannung ebenso abzeichnen wie der Schrecken oder das Grauen, das sich tief in sie hineinfraß und ihren Schlaf zu einer Tortur machte.

Was erlebten die beiden?

Noch malte sich nichts auf den Gesichtern ab, aber mir persönlich gefiel diese Ruhe nicht. Sie kam mir künstlich vor, und es dauerte nicht lange - vielleicht zehn Sekunden - da wurde mein negativer Gedankengang bestätigt.

Zuerst regte sich Shao!

Ich saß wie angewurzelt, den Körper halb erhoben, um möglichst schnell aus dem Sessel zu spritzen, als ich den leisen Laut vernahm, der aus ihrem Mund wehte.

Ein Laut des Schreckens, als hätte sich ihr Traum radikal gedreht. Als wären aus wunderschönen, feenhaften Geschöpfen plötzlich grausame Dämonen geworden.

Ich stand auf.

Gleichzeitig hörte ich Suko stöhnen.

Mein Blick erreichte ihn. In der folgenden Sekunde schon wurde ich abgelenkt, weil Shao ihren Kopf von einer Seite zur anderen drehte und dabei mit den Haaren über den Teppich schabte. Ihr Mund bewegte sich dabei. Die Lippen schlossen sich, sprangen im nächsten Moment wieder auf, so daß die stöhnenden Laute ins Freie dringen konnten.

Was tat Suko?

Er zuckte. Seine Beine bewegten sich. Das Gesicht wurde von einer dicken Schweißschicht bedeckt.

Der Körper schüttelte sich im Schlaf. Er kam mir vor, wie jemand, der aufspringen wollte, es aber nicht schaffte, weil die anderen Kräfte zu stark waren.

So blieb er liegen und mußte in diesem Zustand die weiteren Qualen erleiden.

»Nein, nein, nicht!«

Shaos hastig hervorgestoßenen Worte rissen mich von Suko weg. Ich umging den Tisch und baute mich neben der Chinesin auf, den Blick nach unten gerichtet.

Sie sprach weiter. Ob sie mir dabei einen Gefallen tat, war fraglich, denn ich hörte Worte, die mir gar nicht gefielen.

»Nicht. Nicht, John - das Blut, das verdammte Blut! Mein Gott, er stirbt!«

Ich stand neben ihr, war totenblaß geworden, erlebte meine innere Verzweiflung und die Hilflosigkeit. In diesen schrecklichen Sekunden wußte ich wirklich nicht, was ich noch tun sollte…

ENDE des ersten Teils